Af
4370

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-630738-p0001-6

Zur
Gräfl. vom Hagen'schen
Majorats - Bibliothek

MÖCKERN
gehörig.
№ 480

L43,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-630738-p0004-2

Just, Carl Gottlob:

Bisarrerien.

— Stulta est clementia —
— perituraе parcere Chartae.

JVVENALIS.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich.
1775.

Universitäts- u. Landesbibliothek
HALLE (SAALE)

Von dem Innhalt und Absicht dieses Werkchens weiß ich nichts zu sagen. Beydes veroffenbaret sich sogleich, wenn man es liest. Einen geheimen Sinn haben meine Bemerkungen gleichfalls nicht, und haben ihn nicht haben sollen, weil alle meine Bemühung dahin gegangen, blos natürlich zu schreiben. Von dem Werth oder Unwerth kann sich ein jeder Leser selbst überzeugen, wenn er entweder mit einem gewissen Amüsement im Lesen fortfährt, oder es aus Verdruß wegwirft.

Wegen des Titels habe ich nur so viel zu erinnern, daß ich die Herren Kriti- ersuche, meine Aufrichtigkeit darunter zu erkennen. Denn ich sage meinen Lesern dadurch gleich, was sie zu erwarten haben. Sie werden also auch keine tiefe philosophische Untersuchungen in diesen Blättern suchen dürfen, oder mit einem andern Wort, sie werden nicht betrogen werden. Dieses muß mir doch in den Augen eines

jeden ehrlichen Weltbürgers, ein Verdienst vor andern gewissen Schriftstellern verschaffen, von denen wir gründliche Untersuchungen, dem Titel nach, kaufen, und am Ende nichts als Bisarrerien finden.

Vielleicht wird man mich tadeln, daß ich an ein und andern Orten, wo ich weitläuftiger seyn sollen, zu kurz gewesen. Allein ich habe keine Abhandlungen, noch Anmerkungen zu diesen oder jenen Büchern schreiben wollen. Der Raum zu diesen wenigen Blättern hätte dazu nicht zugereicht, am allerwenigsten aber meine Geduld. Ich fürchte auch nicht, daß ich an den Stellen, wo ich mit Fleiß nicht weitläuftig seyn wollen, den Kennern unverständlich seyn werde. Um die andern bekümmere ich mich nicht Wer in diesen Blättern Unterricht sucht, und ihn nicht findet, hat das Recht sein Geld zu bedauern, das er darauf verwendet hat. Mir darf er aber keine Schuld beymessen, da ich ihn zu diesem Aufwand nicht verleiten wollen.

Ueber

Ueber den Zustand der Gelehrsamkeit überhaupt.

Daß Untersuchungen des Zustandes der Gelehrsamkeit bey einem Volke, wo die Wissenschaften blühen, nothwendig sind, und von ausgebreitetem Nutzen seyn können, bedarf wohl keines Beweises. Ob sie aber in der Art, wie sie unter uns angestellt werden, vor die Nation würklich nützlich gewesen, ist eine andere Frage. Man stritt ehedem in Frankreich sehr heftig über die Vorzüge der Alten und Neuern; erleuchtete Männer aber haben längst wahrgenommen, daß beyde streitende Partheyen, im Grunde vor die Gewißheit der Sache nichts bewiesen haben. Wenigstens ist immer noch Stoff genug übrig, daß jemand, der Laune und müßige Zeit darzu hätte, das Publicum mit einer wiederholten Auswerfung dieses Zankapfels, nachdem er glückliche oder unglück-

liche Einfälle hat, auf einige Zeit, mehr oder weniger belustigen könnte. Es wäre denn, daß unsere Gelehrten diesen Punct schon innerlich entschieden hätten, und nur noch äusserlich und im Vorbeygehen den Alten ein Compliment machten, das eigentlich gerade so viel Bedeutung hat, als das Prosit in Gesellschaften, wenn einer nießt.

Meine Absicht ist gar nicht, diese Beleuchtung unserer Kenntnisse selbst vorzunehmen. Ich befinde mich hiezu weder geschickt noch verwegen genug; und ich vermeide eine Höhe wofür mir schwindelt, eben so furchtsam, als einen Abgrund worein ich versinken könnte. Da mir aber das Recht zu denken eben so gut zustehet, als einem jeden ehrlichen Weltbürger, so wird es mir auch erlaubt seyn meine Gedanken frey zu entdecken. Ich erkläre mich hiebey, daß ich billiger bin, als ein jeder gedungener oder ungedungener Recensent; und also von niemand verlange, daß er mit mir einerley Augen und Ohren haben soll. Vielleicht wenn jedes Buch, über eine neue oder auch nur besondere Entdeckung, weiter nichts als einen getreuen Abdruck desjenigen enthielte, was sein Verfasser gesehen hat, ließe

sich

sich der Weg zur Wahrheit leichter finden als durch einzelne, oft zu früh gewagte Entscheidungen, die zusammen genommen, doch nur ein verwirrtes Ganze ausmachen, aus welchem der Untersucher sich entweder gar nicht, oder doch mit äußerster Mühe herauswickeln kann, und unterdessen die Zeit zu nützlichen Arbeiten verliert.

Nur der Geist eines Baco, welcher mit einem Blick das ganze weite Reich der Wissenschaften durchdringt, und von dem was er gesehen die getreue Idee seinem Verstande einprägt, scheint von der Vorsicht bestimmt zu seyn, den Zustand der Gelehrsamkeit seiner Zeiten zu untersuchen, und davon richtig zu urtheilen. Ueber die Vorzüge dieses grossen Mannes ist man bereits einig, und ich fürchte dahero nicht die Forderung zu übertreiben, wenn ich nur einen ihm ähnlichen Geist dieser Untersuchung fähig halte. Ob die Welt nach ihm einen ähnlichen gehabt habe, will ich nicht so gar zuverläßig bestimmen. Ich zweifle aber, daß diejenigen, so in unsern Tagen, über diesen Gegenstand geurtheilet haben, durchgehends mit allen den hiezu erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnissen

versehen gewesen. Wenn wir den Ausgang unserer Unternehmungen allemal vorher sehen könnten; oder wenn wir weniger von der Eigenliebe verblendet würden, so dürfte vielleicht mancher sich begnügen, auf seinem ihm gezeigten Wege fortzugehen, und ihn immer besser kennen zu lernen, anstatt sich mühsam darum zu bekümmern, was andere für einen Weg gehen, oder doch gehen sollten. Ich sage vielleicht: Denn die Begierde alles, und mehr zu wissen als unsere Nebengeschöpfe, folgt den armen Menschenkindern auf dem Fuße nach, und bringt sie bald als Gespenst auf die Bahn des Irrthums; bald als Engel auf die Pfade der Wahrheit.

Ich fürchte nicht, daß man diese meine Bemerkungen so auslegen werde, als ob ich alle Bemühungen der Gelehrten in diesem Fache lächerlich machen wollte. Ich bin von einer solchen Gedenkungsart weit entfernt; vielmehr glaube ich, daß alle Blicke, die auf das Ganze geworfen werden, so schwach sie auch immer seyn mögen, dennoch den Wissenschaften allemal Vortheil bringen; gesetzt auch daß sie uns zuweilen nur einen geringen Irrthum benehmen. Blos den entschei-

denden

denden Ton wünschte ich zu entfernen, mit dem ein und anderes Individuum uns zu dictatorisch belehren will, was uns in Wissenschaften annoch ermangele oder nicht. Denn fehlt uns zur Zeit noch der Geist, dessen Verstand lebhaft und tief genug ist, um viele Gegenstände auf einmal, und nicht nur nach ihrer äußerlichen Form, sondern auch nach ihren Wesen und innerlichen wahren Beschaffenheit zu fassen; so weiß ich nicht, wie man sich an die Urtheile derer halten kann, bey denen man öfters die Abwesenheit dieser Fähigkeiten mehr als zu sehr bedauert. Eine Gesellschaft von einigen Gelehrten, welche sich in dieser Absicht verbänden, und alle bisherige Producte der Gelehrsamkeit sorgfältig untersuchten, würde diesen Mangel am ersten ersetzen. Allein wenn ich bedenke, daß unsere Gelehrten sich in ihren kritischen Schriften so sehr widersprechen; viele von ihnen kein einziges Buch, oder doch nur selten eines, für gut und vollkommen erklären, so scheint mir eine Vereinigung unter ihnen zu einem gemeinschaftlichen Zweck unmöglich. Gleichwohl aber weiß ich vor der Hand kein anderes Mittel in diesen Untersuchungen glücklich zu seyn.

Die Akademien der Wissenschaften wären dazu am ersten fähig. Denn da man von ihnen ohnedieß besondere Entdeckungen erwartet, so glaube ich auch, daß ihre Mitglieder durchgehends Männer von Einsicht seyn, und wenigstens den Theil der Wissenschaften vollkommen inne haben werden, dem sie sich einzig und allein gewidmet haben; und worinnen sie beständig fortarbeiten. Da sie auch in ihren Versammlungen Gelegenheit haben, sich öfters zu sprechen, einander ihre Einsichten mitzutheilen, und unter sich selbst das freundschaftliche Band zu knüpfen, welches die Wissenschaften an und vor sich so schwesterlich vereiniget; So, däucht mir, könnte es ihnen nicht schwer werden, auf eine zuverläßige Weise zu bestimmen, welche Wissenschaften ihre Vollkommenheit erreicht haben, oder nicht; welche noch besser auszuarbeiten sind; welche ganz überflüßig sind; und welche noch ganz und gar erfunden, oder als Wissenschaften genauer und vollständiger behandelt werden müssen. Da ich weder jemals ein Mitglied einer Akademie der Wissenschaften gewesen, noch einer ihrer Versammlungen beygewohnet habe; so bilde ich mir wenigstens

stens ein, unter den Akademisten die Originale zu diesen Copien, und die freundschaftliche Vereinigung suchen zu können, die zu allen Zeiten der Gelehrsamkeit zum Vortheil gereicht hat. Es wäre denn, daß unsere Gelehrten, um Freunde zu bleiben, einander weder sehen und sprechen, noch viel von einander hören und lesen müßten.

Um zu bestimmen, welche Wissenschaften ihre vollkommne Höhe erreicht haben, oder nicht, muß man vor allen Dingen einen richtigen Maasstab haben. Ich zweifle, daß man diesen gefunden hat, und denke immer, daß ein jeder, der über diesen Gegenstand nachdenkt, sich einen Maasstab nach seinem Gutdünken abzeichnet. Nichts ist natürlicher, als daß diese Maasstäbe so verschieden seyn müssen, als die Ellen verschiedener Völker, wozu man erst eine Vergleichungstabelle haben muß, um die darnach gemachten Rechnungen zu verstehen. Eine solche Vergleichungstabelle bey den Wissenschaften einzuführen, wollte ich nicht rathen. Lieber versuche man die Maaße zu berichtigen und auf einen Fuß zu setzen. In den schönen Wissenschaften und Künsten haben wir, nach dem

allgemei-

allgemeinen Ausruf der Kenner, dergleichen Maasstäbe. Das sind die erhabnen Werke des Alterthums, die, wo unsre moderne Bescheidenheit nicht gänzlich irrt, noch kein menschlicher jüngerer Verstand und Witz erreicht hat. In andern Wissenschaften schlägt uns eine ähnliche Wahrnehmung fehl; es wäre denn, daß wir von den Vorzügen der Alten um deswillen nicht richtig urtheilen könnten, weil wir beynahe den größten Theil ihrer Schriften verloren haben. Um also mit Zuverläßigkeit und Wahrheit zu sagen, daß diese oder jene Wissenschaft ihre mögliche Höhe erlangt habe oder nicht, muß man gleichsam den Hitz- und Gefrierpunkt der Wissenschaft bestimmen, den ein gesunder menschlicher Verstand, ohne unvermeidliche Gefahr, nicht überschreiten darf. Alles dieses ist so augenscheinlich, daß es mich wundert, wie unsere Kritiker davon keine Empfindung verspüren, wenn sie so dreuste ausrufen: Diese Wissenschaft ist von ihrer Vollkommenheit sehr weit entfernt: in dieser sind wir derselben ziemlich nahe gekommen: in dieser haben wir sie erreicht: und uns doch nicht das Warum von ihrem Darum eröffnen. Es ist wahr,

ein-

einsichtsvolle Männer haben uns zuweilen, in ihren lehrenden Schriften, einen Wink gegeben, wie weit man eine Wissenschaft treiben könne, um sie vollkommen zu machen. Und von dieser Seite betrachtet, hätte man würklich einigen Stoff, die Vollkommenheit einer Wissenschaft zu beurtheilen. Ich fürchte aber daß man Gefahr laufen kann, und auch schon würklich gelaufen ist, wenn man nach diesem Wink sein Urtheil zu unbedächtig einrichtet. Hat man sich denn auch schon diesen Wink zu Nutz gemacht, und nach solchem in der Wissenschaft fortgearbeitet? Hat man diese Arbeit mit den gehörigen Kräften unternommen, und nach richtigen Regeln fortgesetzt, so daß man davon den Kennern Rechenschaft geben kann? Ist man in seinen Bemühungen glücklich gewesen oder nicht? Und im letztern Fall, hat uns der Mangel nöthiger Einsicht, oder das Bedürfniß der Hülfsmittel, oder auch gar die Unmöglichkeit des Versuchs daran verhindert? Denn auch das größte Genie kann in der Hitze seiner Einbildungskraft, Einfälle haben, die wir bey dem Schein der Neuheit, und unter dem guten für den Urheber gefaßten Vorurtheil, so lange für gegründet hal-

ten,

ten, bis eine genaue und sorgfältige Prüfung uns versichert, daß sie blos in das Reich der Ideen gehören, und von einem eingeschränkten menschlichen Verstand, entweder gar nicht, oder nach den gegenwärtigen Umständen, noch nicht zur Würklichkeit gebracht werden können. Die Erfahrung lehrt uns in der That, daß dieses der Fall sey, worinnen sich die meisten Bestimmungen der Vollkommenheit dieser oder jener Wissenschaft befinden, und wir sollten daraus lernen, daß, anstatt in einem zu voreiligen Urtheile zu dreuste zu seyn, es mehr Ehre bringe, zu sagen, daß man nichts wisse. Wenigstens kann man eine ehrlichere Mine dabey annehmen, als bey dem verdrüßlichen: non putaram, das man doch endlich über lang oder kurz sagen muß, wenn man uns die Beulen weist, die wir uns bey dem gewaltsamen Eindringen in die Pforte der Wahrheit gestoßen haben.

Unter denen, welche sich in diesem Punkt zu Schiedsrichtern aufwerfen, befinden sich einige, welche die ganze Reihe der bekannten Wissenschaften durchlaufen, und uns auf den Fingern alle diejenigen herzählen, welche uns zum Ruhm einer vollständigen Gelehrsamkeit

annoch

annoch ermangeln. Das war der Plan, nach welchem der große Baco dachte, und Maupertuis in neuern Zeiten ihm nachdenken wollte. Ob der letztere dem ersten gleich gekommen, mögen andere entscheiden. Inzwischen war die Lage des einen und des andern nicht gleich. Baco mußte zu seiner Zeit nothwendig noch viele Wissenschaften vermissen, womit uns die nachfolgenden Jahre beschenkt haben. Ich habe mich einmal erklärt, daß ich mich bloß auf allgemeine Bemerkungen einschränken will. Mithin erwartet man von mir vergebens, daß ich mich auf einzelne einlassen werde. Ich erinnere mich nur hiebey, daß ehemals ein gewisser Professor sich in einem akademischen Anschlag öffentlich rühmte, siebenzehn oder achtzehn Theile des Naturrechts ganz neu erfunden, oder wenigstens vollständig bearbeitet zu haben. Nothwendig mußte er sich einbilden, daß man vor seinen Entdeckungen kein vollständiges Naturrecht oder Jus publicum universale gehabt habe.

Bey dem Fortschreiten auf diesem Wege, sollte ich billig bald anfangs die Frage entgegen stellen: ob es ein wirkliches Verdienst sey, die Classen der Wissenschaften zu vervielfältigen.

fältigen. Im Ganzen betrachtet, kann man diese Frage unmöglich bejahen. Denn giebt es auf der einen Seite noch viele Wissenschaften, die unumgänglich nothwendig sind, wenn wir uns einer möglichen Vollkommenheit unserer Kenntnisse rühmen können; so giebt es gewiß auf der andern verschiedene, welche den Schweiß nicht belohnen, der bey deren mühsamen Bearbeitung, unserer Stirne ausgepreßt worden. Vergleichen wir den Umfang der bekannten Wissenschaften mit der kurzen Dauer unsers Lebens, so würde sich derjenige mehr Verdienst um die Menschheit erwerben, der sie in eine, ihrer Vollständigkeit nichts schadende Kürze zusammen zöge; als derjenige, welcher sie mühsam erweitert, und wobey wir, im Grunde betrachtet, nichts weiter lernen, als mehrere verschiedene Titel. Man wird mich hiebey hoffentlich nicht so verstehen, daß ich einer Gelehrsamkeit, die bloß auf der Oberfläche stehen bleibt, das Wort reden wolle. Nichts kann von meinen Gesinnungen entfernter seyn, als ein solcher Schluß, da der Zusammenhang meiner Betrachtungen mich hinlänglich rechtfertiget, daß ich hier die Sache der wahren und gründlichen Gelehrsamkeit führe.

Eine

Eine jede der höhern Wissenschaften erfordert zu ihrer Vollkommenheit verschiedene untergeordnete und sogenannte Hülfswissenschaften. Nach meiner Meynung, müssen die letztern zwar durchgehends deutlich bestimmt, keinesweges aber so weitläuftig behandelt werden, daß wir dadurch die Zeit, zu Erlernung der erstern verlieren; und bey der darauf gewendeten Mühe auf die Einbildung gerathen, daß wir schon die Gelehrsamkeit selbst begriffen hätten. Um nun mit Gewißheit zu entscheiden, welche Wissenschaften uns annoch zur Größe unserer Kenntniß fehlen, muß eine genaue Prüfung vorher gehen, zu welcher Classe dieselben gehören, ob sie unumgänglich zu der Vollkommenheit einer höhern nöthig, und ob es sich der Mühe verlohnt, selbige besonders und vollständig abzuhandeln, oder ob sie bereits unter andern als Theile enthalten sind: so daß unser Geist seine Kenntnisse vervollkommen kann, ohne daß sie in dem Register der gelehrten Wissenschaften eine besondere Rubrik verdienen.

Unsere Seele ist freylich ein zu eingeschränkter Geist, daß sie sich sogleich von allen Dingen allgemeine Begriffe machen könnte. Sie

muß durch besondere Ideen unterstützt, und zu jenen dadurch fähig gemacht werden. Demohngeachtet aber muß man sich hüten, sie durch die Menge dieser besondern Ideen zu sehr zu verwirren, weil man sie sonst dadurch von dem Endzweck abhält, wozu man sie doch bringen will. Ich weiß zwar wohl, daß man durch die Zergliederung unserer Begriffe, ihnen mehr Vollständigkeit verschafft. Durch eine Zergliederung ins Unendliche aber werden sie auch dieser Vortheile beraubt. Und eine ohne Noth gehäufte Anzahl der Wissenschaften würde diesen Fall vorzüglich bewürken.

Ich könnte hiebey auch des Schadens gedenken, daß durch die Menge der Wissenschaften, auch sonst aufgeklärte Genies abgehalten würden, nach einer gewissen Größe zu streben. Allein dieser Einwand findet um deswillen nicht so recht statt, weil sich niemand durch einen beschwerlichen Weg abhalten lassen soll, zu dem Tempel der Wahrheit ununterbrochen fortzugehen. Ein Genie mag noch so aufgeklärt seyn, wenn es die Arbeit und Mühe scheut, so ist es zu träge, um jemals in der Gelehrsamkeit etwas vorzügliches zu

leisten.

leisten. Dieses aber ist demohngeachtet wahr, daß ein jeder, der seinen Fleiß auf die Untersuchung der Gelehrsamkeit anwendet, die Schuldigkeit auf sich hat, denjenigen, so ihn nachgehen wollen, die Bahn so leicht und so wegsam als möglich zu machen.

Noch eine Untersuchung ist übrig: ob eine und die andere Wissenschaft, die man bearbeitet, oder zu bearbeiten vorschlägt, auch nützlich sey. Sie ist zwar schon in der vorigen enthalten. Denn wann eine Wissenschaft zur Vollkommenheit des Zustandes der Gelehrsamkeit nicht nothwendig ist, so kann sie auch nicht nützlich seyn. Demohngeachtet aber wird es nicht schaden, wenn sie von denen, so eine Untersuchung in diesem Felde wagen, annoch besonders angestellt wird. Die Liebe zu Speculationen kann uns leicht verblenden, daß wir die Wahrheit nicht sehen; und es ist gewiß mehr als einmal geschehen, daß man das Publikum mit Speculationen einige Zeit unterhalten, wovon es weder klüger noch besser worden, und die es gar bald mit Vergnügen vergessen hat. Gellert sagt von seinen Büchern, daß viele darunter

wären, die er nicht verstünde, viele, die er entbehren könnte. Ein anderer als Gellert würde dieses Urtheil zu fällen nicht eher die Erlaubniß erhalten, als bis er überzeugende Proben an Tag geleget, daß dieses nicht verstehen nnd entbehrlich seyn, nicht in seinem eigenen Gehirne den Grund habe. Inzwischen ist es richtig, daß wir uns oft mit Schriften amüsiren, wo wir die Zeit besser anwenden könnten, und wo ein höheres Wesen über unsere durch einander laufende Ideen nothwendig lachen muß. Ich sage dieses nicht bloß von einzelnen Menschen: denn dieses ist nur ein Fehler des Individuum: sondern von der ganzen Menge der Gelehrten zusammen genommen, die bloß auf die Erweiterung der Wissenschaften denken, und die Frage über das nützliche dabey aus der Acht lassen. Betrachten wir aber mit richtigem Blick alle diese ämsigen Bemühungen, so werden wir größtentheils finden, daß fast jede neue Wissenschaft, entweder auf den Umsturz einer bereits bekannt gewesenen gegründet wird, oder eine alte aus dem Schutt, worunter sie begraben lag, hervorzieht, oder durch den Tadel aller bekannten und unbekann-

kannten Wissenschaften uns am Ende nichts weiter lehrt, als Zweifel.

Unterdessen ist nicht leicht jemand der in dem Felde der Gelehrsamkeit arbeitet, der nicht seine Wissenschaft als nützlich anpreiset. Der Reiz der Neuheit verhindert uns gemeiniglich davon bald im Anfange richtig zu urtheilen. Man muß das wahre Urtheil der Zeit überlassen, die solches am zuverläßigsten bestimmt. Die Gesetzgeber idealischer Staaten scheinen überzeugt zu seyn, daß nicht alle Wissenschaften vor den Menschen gleich nützlich sind. Sie lassen sich aber, nach meiner Meynung, von ihren Ideen zu sehr hinreißen; und wenn wir bey ihnen glauben die Stimme des Publicum zu vernehmen, so hören wir das Geschrey eines Individuum. Es blendet allerdings, wenn sie nur solche Wissenschaften dulden, die auf die Sitten und das gesellschaftliche Glück der Bürger in solchen Staaten einen Einfluß haben. Und in dem Augenblick, als man dieses liest, hält man es vor einen Biedermann genug; und vergißt dabey, daß man einen Geist habe, der nicht mit der ordentlichen Nahrung zufrieden, sondern auch Leckerbissen, und zuweilen stark ge-

würzte Speisen verlangt. Unser Verstand aber beharrt nicht lange in diesem Irrthum: Die reizenden Gegenstände, die auf die Sinne so einen starken Eindruck machten, verlieren sich nach und nach; und man findet alsdenn, daß man, um über das nützliche und entbehrliche der Wissenschaften zu urtheilen, alle Behutsamkeit anwenden müsse. Alle würkliche Wissenschaften, die zusammengenommen das ausmachen, was wir Gelehrsamkeit nennen — und von diesen nur rede ich hier, und nicht von jener kindischen Tändeley des Witzes wowider sich die gesunde Vernunft empört — können und müssen nützlich seyn. Freylich aber bemerkt diesen Einfluß nicht ein jeder sonst ehrlicher Bürger. Aber diese sind auch hier keine Schiedsrichter. Wollte man z. B. einer Rechnung, die an sich mystisch und grillenhaft wäre, gleichwohl aber in der Mathematik etwas entdeckte, oder näher bestimmte, den Nutzen absprechen, wenn der Finanzeinnehmer dadurch keine Erleichterung in seinen Rechnungen findet?

Es wäre in der That eine vortreffliche Erfindung, wenn man die Wissenschaften so formen könnte, daß sie auf das gesellschaftliche

Leben

Leben der Menschen einen unmittelbaren Einfluß hätten, und dieser von jedem empfunden würde, so wie ihn itzo nur erleuchtete Geister empfinden. So lange dieses noch nicht als möglich erkannt wird, so wollen wir uns immer begnügen, die Wissenschaften so anzunehmen, wie sie sind, und zufrieden seyn, daß sie unsere Einsichten vermehren, ohne uns darum zu bekümmern, ob sie bloß speculativisch oder auch zugleich unmittelbar practisch sind. Haben wir unsere Einsichten bereichert, unsern Verstand erweitert, unsere Kenntnisse gründlich gemacht; so kann uns wohl nicht leicht im gesellschaftlichen Leben ein Fall aufstoßen, wo wir unserm Nebenbürger nicht nützlich seyn sollten. Vor ein von Natur böses Herz, wenn es ein solches giebt, oder vor die, so durch eine schlechte Erziehung scelerum artifices werden, giebt es zur Zeit noch keine fruchtbarere Lehrschule als im Zuchthause.

Bey Untersuchung des Zustandes der Wissenschaften, kann sich auch die Mode unvermerkt mit einflechten. So wie wir ein Kleid nach dem alten Schnitt unserer Väter widerwärtig finden; so kann es uns auch in

den Wissenschaften gehen, zumal wenn die Aufmerksamkeit ein wenig schlummert. Daß es aber in den Wissenschaften Moden gegeben, und noch giebt, kann niemand läugnen, der nicht darinnen ein Fremdling ist. Ob man die verschiedenen Methoden, wodurch man die Wissenschaften behandelt, und andern faßlich zu machen gesucht hat, auch unter die Moden rechnen könne, bin ich noch zweifelhaft. Ich traue einem jeden Gelehrten, der eine neue Methode erfunden hat, so viel Ehrlichkeit zu, daß er den Gang, den seine Seele bey Untersuchung der Wahrheit genommen, auch getreulich angezeiget hat; und wenn er daher seine Lehrart andern empfohlen, und für vorzüglich ausgegeben, so muß man dieses als die Folge seiner Erfahrung, und der einem jeden Menschen natürlichen Eigenliebe betrachten. Inzwischen wenn sich bey allen und jeden Erfindern neuer Methoden, die Lust zur Neuheit, oder auch ein gewisser Eigensinn, den alleinigen Antheil zueignet; so hindert es nichts, dieselben so gut wie die Formen unserer Perücken und Kleider, unter die Moden zu rechnen.

Eigent-

Eigentlich zu reden verdienen diejenigen den Namen der Modewissenschaften, die zu einem gewissen Zeitpunkt mehr Aufsehen machen, als andere. Die von allen begierig gelernt, und sorgfältig bearbeitet und aufgeputzt werden. Und die ein jeder verstehen muß, wenn er bey seinen Zeitgenossen den Ruhm eines einsichtsvollen Mannes und Gelehrten vom ersten Range verdienen will. Richten wir nun unser Urtheil nach dieser allgemeinen Stimme des Publicum ein: so ist die Folge nothwendig, daß wir uns mit der Einbildung einer Vollkommenheit schmeicheln, die unsere Vorfahren freylich nicht gehabt haben. Es scheint aber nicht, daß ein solches Urtheil im Ganzen viel Schaden anrichten könnte, da doch alles, was der menschliche Witz oder Verstand erfindet, zu etwas gut ist. Bey ein und anderm Subject aber, kann es Nachtheil bringen, wenn es sich einbildet, durch Erlernung dieser Wissenschaft die vollkommene Gelehrsamkeit zu besitzen. Auch kann es die Vervollkommung der Gelehrsamkeit selbst hindern, wenn es mit Verachtung anderer eben so guter und noch besserer Wissenschaften verknüpfet ist. Die

Wahrheit aber leidet allemal, weil ein solches Urtheil in zu viel Irrthümer verwickelt ist, als daß es jemals richtig werden könne. Die Behauptung, daß in unsern erleuchteten Zeiten, von einem Gelehrten sehr viel erfordert werde, hat, wenn man es genau untersucht, gemeiniglich nur eine Beziehung auf die Modewissenschaften. Denn diejenigen, so diese Ermahnung einem jungen Menschen ertheilen, haben vielleicht die Wissenschaften im Sinne, die Sie erlernet, ehe sie sich zur Modewissenschaft einweihen lassen, und deren Erlernung sie aus Mangel richtiger Kenntniß der Welt ebenfalls für nothwendig halten. Dieser junge Mensch aber, der gerades Weges auf die Modewissenschaften losgeht, ohne sich um andere Wissenschaften zu bekümmern, wird gar bald aus eigner Empfindung sich versichern, daß, um sein Glück zu machen, man in unsern Tagen, weit weniger Gelehrsamkeit brauche, als vor hundert Jahren, wo man andere Ideen und andere Moden hatte.

Hier wäre vielleicht der Ort zu untersuchen, wie viel man in unsern erleuchteten Zeiten Gelehrsamkeit nöthig hätte, um gelehrt

zu

zu seyn, oder zu scheinen. Ich fühle aber, daß ich zu dieser Arbeit zu schwach bin. Es gehört dazu mehr Kenntniß der Welt, als Leute, die sich in meiner Lage befinden, sich erwerben können. Die Gelehrten machen in der bürgerlichen Gesellschaft eine besondere Classe aus, die in manchen Städten bloß darum bekannt sind, weil sie andere Handthierung treiben als die Kaufleute und Bierbürger, und vor diesen den Rang haben. Freylich findet man unter diesen Gelehrten viele, welche sehr eingeschränkte Kenntnisse haben, und welche zwischen würklich großen Gelehrten und den Ungelehrten eben die Stufe in der Leiter der Kreaturen ausmachen, als der Ourang-outang zwischen den vierfüßigen Thieren und den Menschen. Inzwischen ist doch die Forderung an alle und jede, die sich den Wissenschaften widmen, zu groß, wenn man von ihnen ohne Unterschied verlangt, daß sie sich gleiche Stärke erwerben sollen. Es giebt gewisse Aemter, so nach der bürgerlichen Verfassung, mit sogenannten Gelehrten besetzt werden müssen, in welchen aber ein wahrer und großer Gelehrter sich eben so geberden

würde,

würde, als ein Brutus in der Bastille. Ich sage nicht, daß es unmöglich wäre, aus allen denen so sich den Wissenschaften widmen, gleichgroße Gelehrte zu machen. Allein alsdenn müßte die Erziehung der Jugend anders eingerichtet, und gewissen Aeltern die Macht benommen seyn, ihre Kinder zum Studieren wie zum Galeeren zu verdammen. Hätten wir sodann Gelehrte von gleichgroßen Kenntnissen, so würde auch die Schaam wegfallen, ein Amt anzunehmen, das sonst mancher anjetzo unter seiner Würde betrachtet. Es ist kein Zweifel, daß auf diesen Fall alle Aemter, auch die geringsten nicht ausgenommen, besser verwaltet würden.

Ueber die Gottesgelahrheit.

Wir haben zwar unendlich viel Gegenstände, an denen wir das Verderben des menschlichen Herzens und Verstandes, überzeugend gewahr werden: ich glaube aber, daß uns nichts stärker davon überführen kann, als diejenige Wissenschaft, so uns unter den Namen Theologie systematisch vorgetragen wird.

wird. Ich mag mir die Lehre von Gott und den ihm schuldigen Pflichten, nach dem Licht der Natur oder nach der Offenbarung vorstellen; so empfinde ich, daß zu meiner wahren Wohlfart in diesem und einem künftigen Leben, ein sehr kurzer Unterricht hinreiche. Ich will hierdurch nicht die Systeme der Theologie in unsern Tagen überflüßig oder unnöthig machen. Nicht die Erfinder dieser Systeme, sondern die so mannichfaltigen Irrthümer des Herzens und Verstandes sind Schuld daran, daß dasjenige, was wir füglich hätten entbehren können, nunmehro schlechterdings nothwendig worden.

Wir wissen, daß die Offenbarung unserer heiligsten Pflichten gleich mit Erschaffung der Welt da gewesen ist, daß sie in der Folge immer fortgepflanzt, von Zeit zu Zeit vom neuen ertheilt und bestätiget und bis auf unsere Zeiten erhalten worden. Wir haben noch eben die heiligen Bücher unserer ältesten Vorfahren; wir wissen, daß kein Wort davon verloren gegangen oder verändert worden: wir empfinden, oder können wenigstens empfinden, und uns davon täglich überzeugen, daß in diesen Büchern alle die Pflichten, die

wir

wir gegen Gott, gegen unsern Nächsten und gegen uns selbst beobachten sollen, und mit einem Wort, alles was unsere zeitliche und ewige Glückseligkeit befördert, so deutlich, so faßlich, so bestimmt vorgeschrieben sey: Und doch hat die Thorheit, oder deutlicher zu reden, die Bosheit eine Decke gefunden, dieses so helle Licht darunter zu verbergen, und seinen Schein zu schwächen. Man machte Einwürfe, Verdrehungen und alle Mißbräuche, die nur ein von bösen Herzen geleiteter Verstand erdenken kann. Hier mußten also Männer entstehen, welche die Reinigkeit der Religion retteten, die Einwürfe widerlegten, die falschen Verdrehungen entdeckten, ihre Blöße zeigten, die vielen heimlich und öffentlich eingeschlichenen Mißbräuche abschafften, und den Feinden des wahren Glaubens Mauern entgegen stellten, die sie nicht einzureißen vermochten. Niemand, als ein muthwilliger oder boshafter Feind der Wahrheit, kann diese Arbeiten vor überflüßig halten; ja er muß es vielmehr denenjenigen Dank wissen, die ihm die Waffen in die Hand gegeben, die Feinde seines Glaubens zu bestreiten und zu überwinden.

Dadurch

Dadurch aber ist freylich nothwendig oder zufällig die Folge entstanden, daß unsere theologische Systeme so weitläuftig, und für denjenigen, den seine Bestimmung nicht zu deren Erlernung treibt, etwas verwickelt werden; So daß ein Muselmann, welcher in allen gangbaren Religionen und Secten unterrichtet würde, lange Zeit zweifelhaft bleiben müßte, bey welcher er die Wahrheit zu finden, Hoffnung habe. Denn daß derjenige, der in einer Religion geboren und erzogen worden, die seinige vor wahrer hält, als die übrigen, ist kein Wunder; indem uns die Erfahrung lehrt, daß wir die Eindrücke zu fest behalten und schwer oder gar nicht in uns vertilgen lassen, die uns von der ersten Kindheit an eingeprägt worden. Aber wie soll ein Dritter, der von dem allen nichts weiß, ein richtiges Urtheil fällen, ohne Furcht zu irren?

Es wäre vergebens, sich bey einer Betrachtung über eine Sache länger aufzuhalten, die, nach unserer jetzigen Lage, wir mögen davon denken, was wir wollen, nicht anders seyn kann, als wie sie ist. Muß einem jeden rechtschaffnen Manne daran gele-

gen seyn, sich von seiner Religion gegründet überzeugen zu können: Hat diese seine Religion von jeher Feinde gehabt, welche ihre Anhänger wankend machen, oder gar der Irrthümer überführen wollen: So muß er sich auch die zu seinem Unterricht gefertigten Systeme gefallen lassen, und ihren Urhebern danken.

So wenig ich aber gegenwärtig beurtheilen will, ob die theologischen Systeme just so und nicht anders eingerichtet werden können und müssen: So sehr bin ich überzeugt, und ein jeder rechtschaffen denkender Gottesgelehrte wird mit mir einstimmig seyn, daß gleichwie, um christlich zu leben und selig zu sterben, man eben kein System auswendig zu lernen braucht, also auch man ein ehrlicher Mann und guter Christ seyn kann, wenn man gleich nicht alles so eigentlich und pünctlich annimmt, was in diesen Systemen enthalten ist. Bey dem ersten Punct befürchte ich um so weniger Widerspruch, da selbst große Gottesgelehrte den Predigern anrathen, ihren Gemeinden auf der Canzel nicht solche Lehren vorzutragen, die eigentlich auf den Catheder gehören und ohne den ganzen Zusammenhang des Systems, zumal in einer

Gemein-

Gemeinde, wo die Zuhörer zum Theil von geringer Fähigkeit sind, nicht vollkommen deutlich verstanden werden können. Ueber den andern Punct aber muß ich mich deutlicher erklären, wenn ich alle falsche Auslegung meiner Gedanken verhüten will. Die in jedem System enthaltenen Grundwahrheiten, die nämlich unmittelbar aus den Büchern der Offenbarung genommen sind, dürfen von niemand, der sich zu einer gewissen Religion bekennt, in Zweifel gezogen werden. Denn sonst würde weder die Religion noch das System auf seine Grundsätze passen. Da aber eine jede Religion gewisse menschliche Glaubensbücher hat, und aus diesen eine und andere Bemerkungen, Schlüsse und Bestätigungen in das System aufgenommen worden, so stehet, nach meiner Meynung, einem jeden denkenden Menschen die Untersuchung frey, ob auch die Verfasser jener Bücher allemal, und nach Beschaffenheit aller und jeder mehr oder weniger aufgeklärten Zeiten, richtig gedacht haben. Menschliche Meynungen und Grundsätze sind so lange einer Veränderung unterworfen, bis in dieser Welt ein Mensch erscheinen wird, der in allen den-

Eigenschaften und Verhältnissen eines natürlichen Menschen, so wie ein jeder unter uns ist, ganz und gar nicht irren kann. Die Freyheit zu denken ist mit dieser Untersuchung so sehr verwebt, daß man die eine nicht verbieten kann, ohne die andere gänzlich aufzuheben. Und in diesem Betracht, hat ein theologisches System nichts vor einem andern Buche voraus, daß ich nicht eben so gut bey ersterm als bey dem letztern urtheilen sollte, ob die darinnen entdeckten Wahrheiten meinem Verstande durchgehends begreiflich sind, oder nicht.

Ich weiß nicht, ob ich in diesen meinen Betrachtungen verschiedene Gottesgelehrten zu Gesellschaftern habe, die durch ihre angestellten und öffentlich bekannt gemachten Untersuchungen verschiedene Lehrsätze in den bisherigen Systemen unkräftig und überflüßig machen. Inzwischen muß ich doch bekennen, daß ich unter gleichen Verhältnissen und Fähigkeiten, nicht so weit gehen würde, als einige von ihnen gegangen sind. Ich fürchte sehr, daß die Ehre, sich ihren Mitbürgern als besonders scharfsinnige Geister zu zeigen, eine größere Lockspeise vor sie gewesen,

sen, als die Liebe zur Wahrheit. Es giebt in einer so gemeinnützigen Wissenschaft, als die Theologie ist, viele Sätze, die sich besser denken als schreiben lassen, zumal so lange man noch nicht die Stärke, das Ansehen und den Beruf eines Reformators hat. Bey dergleichen Untersuchungen kommen so zärtliche Fragen vor, deren Beantwortungen nicht ein jeder verdauen kann, indem die meisten zu schwach sind, den Umfang dieser Fragen und die aus ihrer Beantwortung entstehenden Folgen vollkommen deutlich einzusehen. Es ist wahr, ein alter Irrthum wird dadurch nicht weniger Irrthum, weil er alt ist. Ist er aber zu stark eingewurzelt, so muß man alle Behutsamkeit anwenden, ihn auszurotten, damit man nicht zugleich die dicht daran stoßende Wurzel der Wahrheit mit heraus reißt. Zudem ist auch die Bestreitung eines Irrthums allemal weit leichter, als die Befestigung einer an seine Stelle tretenden Wahrheit. Ein akademischer Lehrer hat hiebey die größte Behutsamkeit und Klugheit nöthig, da seine Zuhörer nicht durchgehends gleiche Fähigkeit haben, ihn gründlich im Zusammenhange und in der Stärke zu fassen, wie

sich ihm seine Gedanken vorstellen. Begreifen nun diese seine Zuhörer bloß die Resultate von seinen Sätzen, und können sie diese aus Mangel der hiezu erforderlichen Wissenschaften nicht vollständig einsehen, so sendet er eine Menge Papageyen in die Welt, die blos das auswendig gelernte nachbeten, und schon dadurch Irrthümer ausbreiten, weil sie ihre Meynungen, nicht wie ihr Hermes Trismegistus, beweisen können.

Es ist eine lobenswürdige Bemühung, aus der Religion und den Systemen, alle solche Sätze auszumerzen, worüber der Zweifler spotten kann. Allein man sollte doch nicht etwas für Unkraut halten, was noch kein Zweifler dafür angesehen hat; sonst läuft man in der That Gefahr, mit dem Unkraut auch den Weitzen zu verbrennen. Wenn der Gottesgelehrte die Bäume so stark beschneidet, was soll der sich abhalten lassen, welcher ohnedieß den ganzen Weinberg zu zerstören bemüht ist? Ein rechtschaffner Mann verachtet allen Tadel, wenn er eine gute Absicht erreichen und seine Mitbürger erleuchten kann. Er wird sich aber doch nicht gern

muthwillig dieser Gefahr aussetzen, wenn noch ein gegründeter Zweifel übrig bleibt; ob auch seine Absicht würklich so gut sey, als er sich und andere überreden will. Allzugewagte Neuerungen geschehen selten, oder auch wohl gar nicht, mit kaltem Blut. Wenigstens ist die Ueberzeugung sehr schwer, daß man dabey keinen andern Endzweck gehabt, als sich und andere zu unterrichten. Das Compliment an den Leser ist zwar sehr gewöhnlich, daß man lange Zeit angestanden, seine Meynung öffentlich bekannt zu machen; daß man sie gnüglich durchdacht und reiflich erwogen habe: Wer leistet uns aber die Gewähr, daß alles dieses weiter nichts, als der gewöhnliche Stil einer Vorrede sey? Man sagt auch wohl, daß man seine Gedanken seinen Freunden mitgetheilt habe, und diese uns selbst angerathen, mit unserer Entdeckung die Welt zu bereichern. Man sagt uns aber nicht, wer diese Freunde sind, und ob sie auch richtig urtheilen können. Ein gewisser Gottesgelehrter verfuhr hierinnen offenherziger, wenn er seine zusammengetragenen Meynungen einer ganzen Facultät, öffentlich zur Prüfung übergab, ohngeachtet er sich

freylich den Bescheid zum Voraus selbst machen konnte.

Wenn man aus der Menge der Bücher, die in und über eine Wissenschaft geschrieben werden, auf ihren guten und blühenden Zustand richtig schließen könnte, so müßte ein jeder, der unsere Meß-Catalogen zu Gesichte bekommt, uns Deutschen zu so vielen vortrefflichen Predigern Glück wünschen. Ich fürchte aber sehr, daß vor dem Auge des Kenners dieser Schimmer verschwindet. Haben wir würklich erhabne und große Prediger, die uns durch ihren mündlichen und schriftlichen Vortrag erbauen; so haben wir sicherlich eine weit größere Anzahl, die außer ihrem äußerlichen Beruf keine andere gegründete Ursachen anzuführen haben, warum sie Prediger werden. Der rühmliche Entschluß, wodurch jene ihre geistreiche Predigten uns gedruckt geliefert, und das Verdienst, das sie sich dadurch erworben haben, hat auch zum Unglück die letztern verleitet, gegen uns ihre Einfälle auszukramen. Und es ist zur Mode worden, Predigten drucken zu lassen, so wie sich auch aus Liebe zur Mode Käufer finden.

Die

Die gesunde Vernunft hat schon längst den Wunsch erregt, daß auch Prediger ihren Vortrag so bilden möchten, daß der gute Geschmack nicht beständig in die Nothwendigkeit gesetzt werden möchte, ein verdammendes Urtheil zu fällen. Ich wundre mich nicht, daß dieses Urtheil noch so viele Widersprüche findet, weil alle Bemühungen unserer Weltweisen den guten Geschmack noch nicht allgemein machen können. Diejenigen Prediger aber, welche am meisten wider diese Anforderungen eifern, werden meiner Wahrheitsliebe verzeihen, wenn ich ihnen frey sage, daß sie durch allen Eifer weiter nichts bewürken, als, um mich auf das gelindeste auszudrücken, ihre Gemächlichkeit zu bemänteln.

Ich bin von der Kraft des göttlichen Wortes vielleicht so lebhaft überzeugt, als derjenige, so mir solches in einer geschmacklosen Predigt begreiflich machen will. So lange ich aber nach allen Regeln der Theologie annehmen kann, daß die Wahrheit des Evangeliums in unsern Tagen durch keine Wunder mehr bestätiget werde, so lange muß mir frey stehen, eine Predigt, die meine Seele von aller Empfindung dieser großen Wahr-

heiten leer läßt, als ein Geschwätz anzusehen. Vergebens beruft man sich auf die Beyspiele der Apostel, welche zuerst die Grundsätze des Christenthums den Völkern verkündigten. Ich antworte getrost: Ahmet ihnen nach, die ihr eure Gemeinden durch eure Predigten erbauen wollt. Betrachtet das natürliche, das deutliche in ihrem Ausdruck, welcher faßlich ist, ohne pöbelhaft zu seyn. Bemerket die Bündigkeit ihrer Beweise, und das überzeugende ihrer Gründe. Und lernt endlich, daß kein vernünftiger Mann von euch den prächtigen Schmuck der Worte, der ohnedieß in einer Predigt gemeiniglich Bombast wird, sondern die Rede verlangt, die sich durch natürliche Schönheiten erhebt und auszeichnet. Folget dem verehrungswürdigen Beyspiele jenes großen Mannes, dem ihr das wahre Licht in der Religion zu verdanken habt, und erwäget, daß Luther in seinen Predigten den Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts zeigte, und darinnen so wie in der deutschen Sprache überhaupt, die noch etwas rohen Sitten seiner Zeit ausgenommen, unser Muster zu werden verdient. So wie er aber sicher die Ueberzeugung verhindert, oder

man

man ihn vielleicht gar nicht verstanden hätte, wenn er auf eine gezwungne Weise die Sprache des dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderts geredet; So weiß ich nicht, was unsre Prediger für einen Grund vor sich haben, wenn sie in ihren Predigten eine Nachläßigkeit zeigen, die ein Luther unserer Zeiten nothwendig verdammen muß. Die Schuldigkeit, das Wort Gottes lauter und rein zu predigen, berechtiget den Prediger zu keinen Carricaturen. Und ich bin überzeugt, daß sie Himmel und Erde bewegen würden, wenn man ihnen aufbürden wollte, die Bärte nach dem Gebrauch derjenigen Zeiten zu tragen, aus welchen sie die Muster zu ihrer Beredsamkeit aus Unverstand herholen.

Ich habe bereits genug gesagt, um mich von dem Verdachte der Ketzerey zu befreyen, mit welchem Titel ohnedieß diejenigen sehr freygebig sind, deren Blöße ich aufdecken wollen. Ja, ich habe sogar, wie mich däucht, den Forderungen vorgebeuget, die andere Vorschriften für einen Prediger an einem Hofe, in einer Stadt und auf dem Lande verlangen. Sind sie alle gleich verbunden, in ihrem Vortrag, Ordnung, Bündigkeit, und

natürliche Schönheit anzuwenden, und bey ihren Entwürfen zu denken; so sehe ich eben nicht ein, warum es nöthig seyn sollte, diese Vorschriften nach der Verschiedenheit der Subjecte einzurichten. Der wesenliche Unterschied liegt allenfalls blos in den vorzütragenden Wahrheiten selbst, wobey freylich der Prediger, nach der Beschaffenheit seiner Zuhörer, mit Klugheit zu verfahren verbunden ist. Diese Klugheit in der Auswahl der Religionswahrheiten überhaupt genommen, ist um so viel nöthiger, indem viele derselben nicht zu dem Vortrag in einer Predigt bestimmt sind, zumal wenn sie menschliche Auslegungen und Meynungen zulassen, ohne den Grund des Christenthums umzustoßen. Da es in dergleichen Fällen dem Prediger nicht möglich ist, alle und jede seiner Zuhörer von dem Zusammenhang seiner Beweise gleich stark zu überzeugen; so ist es Pflicht, sie in gewissen Puncten lieber unwissend zu lassen, als zu Zweifeln und Irrthümern zu verleiten.

Ueber die Rechtsgelehrsamkeit.

Die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit im Ganzen genommen, ist ohnstreitig noch nicht vollständig genug bearbeitet. Von der Römischen haben wir die beste, von der Deutschen, und vielleicht noch einigen andern, eine hinlängliche Geschichte. Wie aber alle, und besonders die alten Völker, diese Wissenschaft betrieben; was zu diesem oder jenem Gesetze bey ihnen Gelegenheit gegeben: was sie selbst sich für Gesetze gemacht, oder von andern Nationen entlehnet: wie die Gerechtigkeit bey ihnen verwaltet worden, davon finden sich noch gar sehr viele Lücken in unserm Wissen. Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß eine solche Untersuchung für einen eigentlichen Juristen von geringerm Nutzen sey, als für einen Philosophen, in so fern man diese beyde Art Menschen voneinander trennen kann, welches freylich nicht zu allen Zeiten geschahe. Inzwischen, da ich mich mit Gegenständen beschäfftigen will, die in unsern Zeiten vorhanden sind, so werde ich blos über die Jurisprudenz

prudenz, meine Betrachtungen anstellen, die wir gegenwärtig haben.

Dieser ihre Schicksale sind bekannt, und man weiß, wie sie sich durch Unwissenheit und Dummheit durcharbeiten müssen, ehe sie zu der jetzigen Form gebildet worden. Cujaz war unstreitig in der Jurisprudenz das, was Luther in der Religion war. Da man einmal das Justinianische Gesetzbuch angenommen hatte, so war es äußerst nothwendig, es von den Flecken zu reinigen, womit es von den Glossatoren so ängstlich witzig besudelt worden. Wir Deutschen waren dieser Flecken so gewohnt, daß wir uns ziemlich spät zu dieser mühsamen Reinigung verstanden. Vielleicht waren wir von der Mutter Natur bestimmt, alles phantastische der Ausländer allzugeschwind, ihr gutes aber mit einer allzubedächtigen Langsamkeit nachzuahmen. Inzwischen legten wir doch auch Hand ans Werk, und man muß, wenn man nicht augenscheinlich partheyisch seyn will, gestehen, daß wir unsere Vorgänger nicht nur erreicht, sondern auch darinnen übertroffen haben, daß wir das Mittel gefunden, die sogenannte elegante Jurisprudenz gemeinnütziger zu machen. Cujaz und seine

Schüler

Schüler gönnten die Ehre einer gründlichen Bearbeitung blos der römischen Jurisprudenz. Die Deutschen hingegen lernten durch die Nachahmung dieser Muster auch zugleich die Mittel kennen, sich um die vaterländische Rechtslehre verdient zu machen, und wir sind nunmehr im Stande, beyde Rechtswissenschaften nach Grundsätzen zu lernen, zu verbinden und zu beurtheilen, wenn wir nämlich wollen.

Es ist wahre Schande, daß man in unsern, so Gott will, erleuchteten Zeiten, so bekannte Dinge noch wiederholen muß, und daß wir eine Bahn verlassen wollen, die uns unsere Vorfahren so mühsam und richtig vorgezeichnet haben. Diejenigen, so keine Juristen sind, und als sogenannte Gelehrte hievon widrige Urtheile fällen, vergessen den großen Dienst, den die Aufklärung der eleganten Jurisprudenz, der Philologie, der Kritik, den Alterthümern und der Geschichte, dadurch aber auch zugleich andern Wissenschaften geleistet hat, und handeln entweder unwissend oder undankbar. Bey würklichen Juristen aber rächt sich die Vernachläßigung dieser Litteratur weit empfindlicher durch den Mangel

an Gründlichkeit in ihrer Wissenschaft, woher denn die unausbleibliche Folge entstehet, daß die Gerichtshöfe mit dem Geschrey so vieler Schwätzer erfüllt werden. Vor einen ächten Kenner der Rechtslehre kann nichts ekelhafter seyn, als wenn er den Practiker seinen Fall durch eine Stelle aus den Pandecten oder dem Codex bestärken sieht, an den weder der Jurist noch der Kaiser gedacht hat. Die gegründeten Anmerkungen, daß man den Rath, die Cautel, die Antwort eines Juristen auf die vorgelegte Frage, die Rescripte und Decrete der Kaiser niemals allgemein annehmen müsse; daß viele Stellen aus den alten Juristen in die Pandecten eingeschaltet worden, die nach den spätern Gesetzen der Kaiser ihren Gebrauch verlohren: daß man diese Stellen nicht verstehen könne, ohne von der Verfassung des römischen Volkes zu der Zeit, als die alten Juristen gelebt, vollkommen unterrichtet zu seyn: Alles dieses sind verachtete Erinnerungen vor einen heutigen Juristen, der seinen Endzweck vollkommen erreicht zu haben glaubt, wenn man ihn für einen Advocaten hält. Alles dieses sind die unglücklichen Folgen des sogenannten Usus moderni,

und der unverständigen Trennung der Theorie von der Praxis; als ob eine vernünftige Theorie möglich sey, die nicht ausgeübt werden könne. Der Grund davon liegt gemeiniglich darinnen, daß man seinen Geist nicht zeitig genug mit philosophischen Kenntnissen aufzuklären gesucht hat: und überdieses in einer für einen Gelehrten unanständigen Ungeduld, so geschwind als möglich, aus der Zahl der Schüler zu treten, und, wie man bey uns zu sagen pflegt, fertig zu werden. Bedächte man aber, daß wir von unserer ersten Jugend an so viele Dinge lernen müssen, wovon sich der Nutzen und der Gebrauch erst in spätern Jahren äußert, so würde man nicht den Vortrag eines Lehrers sogleich überflüssig finden, der dem äußerlichen Anschein nach, keinen practischen Vortheil verspricht. Freylich ist der Vortrag eines Mannes, der, wie man rühmt, in seinem Vortrag Theorie und Praxis verbindet, weit leichter: Der Studierende aber soll sich, von Rechtswegen, nicht das leichtere, sondern das gründlichere zum Augenmerk nehmen. Es ist wahr, daß die meisten jungen Leute wegen ihrer Umstände genöthigt werden, ihre akademischen Studien

mit

mit drey Jahren zu schlüssen. Und diese haben sogleich den Vorwand in Bereitschaft, daß diese Zeit zu kurz sey, um eine Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange zu erlernen. Ich fürchte aber sehr, daß dieser Vorwand bey den meisten nur zur Beschönigung ihrer Faulheit angewendet werde. Die Akademien sind nicht dazu bestimmt, uns zu Gelehrten zu machen, sondern uns die Mittel anzuzeigen, es in künftigen Zeiten durch Fleiß und Nachdenken zu werden. Der Lehrer unterrichtet uns blos in den Grundsätzen der Wissenschaft und lernt uns die Fächer kennen, die wir mit der Zeit ausfüllen müssen. Hiezu aber ist in der That nicht sowohl eine lange Reihe von Jahren, sondern nur eine kluge Eintheilung der Zeit nöthig: und wenn man bedenkt, daß wir die Akademien in solchen Jahren besuchen, wo unsre Körper munter und stark, und also die Eindrücke in unsern Seelen lebhaft sind: wenn man ferner billig voraus setzen muß, daß wir von Schulen solche Kenntnisse mitbringen sollen, die uns zu Erlernung höherer Wissenschaften fähig machen; so bedarf es warrlich keiner großen Ueberlegung, um einzusehen, daß der Studirende in der Ein-

schränkung seiner akademischen Jahre eine sehr elende Zuflucht für seine Unwissenheit sucht.

Die Einsicht in die Unvollkommenheit der gangbaren Gesetze hat vor einiger Zeit einer andern Methode, die Rechtsgelehrsamkeit vorzutragen, ihren Ursprung gegeben. Man muß, sagt man, Anfangs erwägen, was das Recht der Natur in diesem oder jenem Falle vorschreibt; sodann zu den positiven Gesetzen übergehen, und in Vergleichung beyder Rechte die Gründe zur Entscheidung dieses oder jenes streitigen Falles, den die Gesetze nicht besonders entscheiden, sondern wo die Entscheidung nur durch Schlüsse herausgebracht werden soll, suchen. Ich will diese Bemühung eben nicht verwerfen, ich zweifle aber sehr, daß sie bey einem lernenden oder ausübenden Juristen von großem Nutzen seyn könne. Die Zeiten scheinen ziemlich vorbey zu seyn, wo man nur solche positive Gesetze kannte, die mit dem Recht der Natur in ihren Grundsätzen auf das genaueste übereinstimmten, und wegen ihrer Simplicität nur das angewendete Recht der Natur auf ein Volk waren, das eine bürgerliche Verfassung angenommen hatte. Das Verhältniß unserer Staaten gegen ein-

ander hat sich seit einigen Jahrhunderten, so wie ihre Verfassung und Regierungsform gar merklich verändert. Käme es darauf an, neue Gesetze zu geben, so würde man jene gute alte Gewohnheit und den Unterricht, der uns darauf leitet, gar wohl anwenden können. Man dürfte nur zu dem natürlichen Gesetze gerade so viel hinzu thun, als die Verfassung und der Wohlstand dieses oder jenes besondern Volkes erfordert. Gegenwärtig aber, da verschiedene neue Gesetze nach gewissen schnell oder langsam sich ereignenden Bedürfnissen, und zuweilen außer dem Zusammenhange mit andern Gesetzen gemacht werden, so weiß ich nicht, was man sich bey Auslegung oder Anwendung solcher Gesetze von dem natürlichen Rechte für einen sonderlichen Nutzen versprechen kann. Will man diese Methode blos dazu anwenden, um sich gründliche Kenntnisse zu erwerben, um über die Gesetze mit dem Geist eines Montesquieu urtheilen zu können; so ist es eine rühmliche Beschäfftigung. Ein Stück Acten aber hiernach behandeln zu wollen, wäre in der That eine vergebliche Bemühung, und könnte höchstens nur in zweifelhaften Fällen, die sich

aber

aber fast nicht ereignen können, mit einigem Nutzen unternommen werden. Wir haben in dieser Materie bereits eine nicht geringe Anzahl guter und schlechter Schriften. Da sie aber mehr vor die gesetzgebende als richterliche Gewalt geschrieben worden, so darf man sich nicht wundern, wenn sie weder von den Advocaten noch von den Urtheilsverfassern angezogen werden. Auf dem Catheder raisonniren wir über die Gesetze, in foro sprechen wir nach den Gesetzen, sagte der selige Gundling sehr passend. Dieses sollten billig alle diejenigen bedenken, welche in Gerichtsstühlen Verbesserungen machen wollen, ohne die gesetzgebende Gewalt zu besitzen.

Man hat es hundertmal gesagt, und wird es noch hundertmal wiederholen, daß wir ordentliche Gesetzbücher haben sollten. Warum diese Stimme nur in die Wüsten erschallt weiß ich nicht. Inzwischen klagen alle policirte heutige Nationen über diesen Mangel, und die Verwirrung in ihrer Rechtswissenschaft, und lassen alle diejenigen Völker, so sie Barbaren nennen, weit vor sich. Mir ist in der Geschichte der alten Zeiten kein policirtes Volk bekannt, das sich nicht rühmen

können, ein eignes mündliches oder geschriebenes Gesetzbuch zu haben. So viel ist zwar gewiß, daß bey einer Nation, die sich mehr und mehr von ihrem ersten Ursprung entfernte, neue Bedürfnisse empfand, und andere Verhältnisse und Verfassung bekam, sich die Anzahl der Gesetze vermehren mußte. Es blieben aber immer einheimische Gesetze, die an einem gewissen öffentlichen Ort gesammlet, und aufbehalten wurden. Daß zu dem Zeitpuncte, wo man die Pandecten fand, und in die Gerichtsstühle einführte, die Liebe oder der Enthusiasmus zu dem römischen Recht sich so allgemein und geschwind verbreitete, war kein Wunder, indem es erstlich etwas Neues, und vor viele Personen schmeichelhaftes war; und zweytens man bey den alten Juristen solche Betrachtungen fand, wozu man sich zu schwach fühlte, sie selbst zu machen. Vielleicht trugen auch die damaligen Fürsten das ihrige dazu bey, indem sie dadurch glaubten der Mühe überhoben zu seyn, ihre Unterthanen mit eignen Gesetzen zu versorgen. Unterdessen sind diese Zeiten vorbey, und man hat Muße genug gehabt, den Werth des römischen und vaterländischen Rechts zu

bestim-

bestimmen, um zu urtheilen, in wie fern sich unsere heutige Verfassung und Bedürfnisse damit vertragen. Man hat den Vorschlag gethan, vor ganz Deutschland ein allgemeines Gesetzbuch zu entwerfen. Dieser Vorschlag wäre vielleicht zu den Zeiten Carl des Großen vortrefflich gewesen. Allein gegenwärtig, da das Interesse der deutschen Staaten so viele verschiedene Wendungen erhalten, zweifle ich, daß er glücklich ausgeführt werden könne. In gewissen Fällen wäre es noch möglich, im Ganzen aber sicherlich nicht. Und dieses würde sich am zuverläßigsten offenbaren, wenn ein jeder Beherrscher dieser Staaten, ein dem Zustand seiner Unterthaten gemäßes Gesetzbuch entwerfen ließe, die man sodann untereinander vergleichen, und daraus lernen könnte, daß was in einem Staat schwarz ist, im andern weiß seyn müßte.

Unterdessen da man in unsern Tagen bey Abfassung der Gesetze, das wahre Interesse des Volkes nicht mehr sogar genau in Acht zu nehmen pflegt, und man mehr bemüht ist, eine Nation ruhig als glücklich zu machen; so kann die Verfassung eines allgemeinen Gesetzbuchs vor ganz Deutschland nicht unmöglich

seyn. Es würden sich vielleicht gewisse Umstände entgegen stellen, die eine und die andere allgemeine Verfügung unkräftig zu machen schienen. Allein wenn ich einmal voraus setze, daß es in den Augen des Gesetzgebers genug ist, den Unterthanen gemessene Vorschriften zu ertheilen, wie sie als Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft handeln sollen und müssen; so ist nichts leichter, als sich über diese lokale Umstände wegzusetzen. Die Verfasser eines solchen Gesetzbuchs könnten es auch in vielen Stücken ohne Bedenken thun, da viele dieser lokalen Umstände Grillen sind, die auch den weisesten Gesetzen Hindernisse in Weg legen. Man ist dieses in Deutschland ohnedieß schon gewohnt, und es gereicht uns zur wahren Schande, daß z. B. ein so heilsames Gesetze, als wider die Mißbräuche bey den Handwerkern gegeben worden, noch bis diese Stunde nicht an allen Orten und Gegenden zur vollkommenen Ausübung gebracht werden können. Wenn dieser oder jener deutsche Staat solche Grillen fallen ließe, wenn man eingebildete Vorrechte dem großen und wirklichen Nutzen ein allgemeines Gesetzbuch zu haben, vorzöge; so wä-

re

re die Abfassung und Einführung desselben allerdings möglich. Allein wenn wird dieser Zeitpunct erscheinen?

Vor ein besonderes Volk aber ein richtiges, deutsches, und vor alle verständliches Gesetzbuch zu entwerfen, hat, nach meiner Meynung, bey weitem nicht so viele Schwürigkeit, als man uns überreden will. Ein jedes Land hat doch gewiß eine Menge von seinem Fürsten und dessen Vorfahren gegebener vortrefflichen Gesetze, wovon man zum Theil auch schon Sammlungen veranstaltet hat. Viele darunter sind freylich alt, und dürften auf unsern jetzigen Zustand nicht passen. Der Untersucher dieser Gesetze muß aber doch aus deren Zusammenhaltung und Vergleichung sich die Kenntniß von dem Geist dieser Gesetze und seiner Nation abstrahiren können. Mit dieser Kenntniß bereichert, muß es ihm leicht werden, Vorschläge zu entwerfen, die er dem Fürsten zur Genehmigung mit Ueberzeugung vortragen kann. Man muß mich nicht so verstehen, daß ich diese Arbeit so leicht ansehe, als die Beschäfftigung eines Tanzmeisters, der aus zweyhundert alten Cotillons ein paar Dutzend neue zusammen drechselt. Ich ken-

ne den Fleiß und Untersuchungsgeist, den man auf die Fertigung eines Gesetzbuchs anwenden muß, zu genau, als daß ich den Federwisch anrathen sollte, wo man die Feile braucht. Ich will dadurch nur so viel sagen, daß man die Beschaffenheit eines solchen Gesetzbuchs in zu viele Forderungen und Umstände verwickelt, und die Schwierigkeit ohne Noth gehäufet habe. Man darf nur bedenken, daß menschliche Arbeiten niemals die höchste Vollständigkeit erhalten können, so wird man die Idee der Vollkommenheit eines solchen Gesetzbuchs nicht zu einer dergestaltigen Höhe treiben, daß einem jeden, der sich daran wagen will, dafür schwindelt. Man begnüge sich mit allgemeinen Grundsätzen, suche so viel als möglich die Bestimmung einzelner Fälle zu vermeiden, und überlasse die Entscheidung und Anwendung dieser Grundsätze auf einzelne Fälle dem Richter und Rechtsgelehrten, die doch gewiß bey dem allervollständigsten Gesetzbuche immer noch die Untersuchung nöthig haben werden, ob sich auch das Gesetz auf den vorgekommenen Fall anwenden lasse oder nicht. Eben hierinnen fehlen, wie mir scheint, die meisten Anweisungen

gen zu Einrichtungen eines Gesetzbuches, so vortrefflich auch die Grundsätze sind, welche ihre Verfasser darinnen gezeigt haben. Ich fürchte immer, daß sie sich dabey eine Nation vorgestellt haben, wie sie seyn sollte, nicht aber wie sie würklich ist. Ein rohes Volk läßt sich zwar durch die Gesetze bilden, die ihren Sitten und Vorurtheilen einen Zaun anlegen. Bey einem Volke aber, das durch seine Verfeinerung schon eine Menge Bedürfnisse kennen gelernt, und schon eine gewisse Art von Verfassung angenommen hat, muß die gesetzgebende Macht sich etwas paßiv verhalten, damit sie nicht durch gänzliche Ausrottung eines Uebels, auch den Verlust würklicher Güther befördert, wovon uns die Geschichte verschiedene Beyspiele liefert.

Bey den Griechen waren diejenigen, so die Verwaltung des gemeinen Wesens hatten, zugleich auch Weltweise. So wie die Philosophie ihre Begriffe überhaupt aufklärte, so verbreiteten zugleich die Geschäffte über ihre Philosophie ein gewisses Licht, wodurch man sie im Augenblick von einer bloßen Schulwissenschaft unterscheiden konnte. Dieses gereichte freylich zu besondern Vortheilen, die

sich sogar in den Gesetzen zeigten, welche nach ihrem Vorschlag, oder auf ihre Veranlassung und Vermittelung gegeben wurden. Wir haben außer allem Zweifel, den Fehler begangen, daß wir aus den Philosophen eine besondere Gattung von Gelehrten gemacht, ihre Wissenschaft nach gewissen Leisten zugeschnitten, und ihr dadurch den Platz mehr auf dem Catheder, als im gemeinen Leben angewiesen haben. Inzwischen sind doch zuweilen erleuchtete Genies erschienen, welche die Sätze unserer Rechtsgelahrheit, mit den Licht der Philosophie beleuchtet, und durch ihre Bemerkungen wenigstens so viel veranlasset, daß man über verschiedene der üblichen Rechte, anders zu denken, und eine und andere Veränderungen zu machen, angefangen hat. Die Würkungen davon sind zwar nicht so groß gewesen, daß sie einem jeden in die Augen fallen können, sie haben aber doch hin und wieder zu mehrerem Nachdenken Gelegenheit gegeben. Und derjenige, dessen Pflicht es erfordert, den Gesetzen eine andere und bestimmtere Form zu geben, wird sich dieser Untersuchungen mit Nutzen bedienen.

Doch muß ich auch hier nicht den Mißbrauch verschweigen, den man davon machen kann, wo nicht schon gemacht hat. Der Mensch ist zu allen Zeiten durch das Neue gereizet worden, weil es ihn gemeiniglich überrascht hat. Indem er in seinem Denken eingeschränkt ist, und die Reihe der Dinge, auf einmal, in seinen Begriffen nicht vollständig fassen kann, inzwischen aber von Natur den Trieb hat, seine Kenntnisse zu erweitern, staunt er eine jede neue Entdeckung mit Verwunderung an, die ihn auf eine bessere Erkenntniß der Wahrheit zu leiten verspricht. Er empfindet eine Art von Entzückung klüger zu seyn als seine Väter, und in diesem Taumel vermengt er das Wahrscheinliche mit dem Wahren. Nur erst nach dem Verlauf einiger Zeit, wenn das Neue ihm etwas bekannter, er selbst aber ruhiger wird, ist er erst zu demjenigen kalten Nachdenken geschickt, das den Werth oder Unwerth einer neuen Entdeckung bestimmet. Junge Leute sind allemal in dem ersten, und niemals, oder doch nur sehr selten, in dem letzten Falle. Und es ist daher zu wünschen, daß man den angehenden Juristen, von solchen Untersuchungen

gen

gen entfernen möge, welche in den üblichen Rechten blos das Fehlerhafte zeigen: gesetzt auch, daß solches mit aller philosophischen Wahrheit geschehen sey. Nur alsdann, wenn er die Grundsätze seiner Wissenschaft gehörig gefaßt hat, und sein Verstand in etwas reifer worden, ist es Zeit, ihn mit Bemerkungen bekannt zu machen, die von ihren Verfassern zur Erleuchtung, und nicht zur Verwirrung der Menschen, gemacht worden. Ehe man lernt, wie eine Sache seyn könnte, muß man erst vollständig wissen, wie sie ist. Fängt man früher damit an, so ist die Folge gewiß, daß ein solcher junger Jurist, sich für erleuchtet hält, und den Vortrag seines Lehrers, welcher ihm den Gang der üblichen Rechte zeiget, ekelhaft findet. Und wenn endlich dergleichen Leute die Akademien verlassen, und ihr vermeyntliches Licht im practischen Leben leuchten lassen, so ist es kein Wunder, wenn die Gerichtsstuben und Richtersprüche mit Phantasien erfüllt werden.

Die Arbeiten eines Beccaria, und der Nachbeter seiner Grundsätze, haben den menschenfreundlichen Endzweck, den Richter aus einem grießgramigen Leuen, in ein geduldiges

Lamm

Lamm zu verwandeln. Ich will den Grund nicht tadeln, aus dem diese Betrachtungen genommen worden, die allerdings ein zärtliches und mitleidiges Herz verrathen. Die Anwendung dieser Grundsätze aber, erfordert alle Behutsamkeit. Ich werde mich in keine Widerlegung einlassen, da ich zu demjenigen ohnedieß nichts hinzu zu setzen weiß, was Mendelssohn in seinem Phädon, über diese Materie angemerket hat. Ich verabscheue alle Todesstrafen, welche dem Verbrecher den Tod doppelt oder dreyfach empfinden lassen. Ihre gänzliche Aufhebung aber, muß in einem jeden Staate nothwendig von sehr schädlichen Folgen seyn. Ich weiß auch nicht, ob diese Menschenfreunde practisch genug gedacht, und die ohnfehlbaren Folgen ihrer Grundsätze vor Augen gehabt haben. Das gewöhnlichste Verbrechen in einem Lande ist, wie die Erfahrung lehrt, der Diebstahl. Will man nun die in den Criminalgesetzen dafür bestimmte Todesstrafe aufheben, das Verbrechen aber selbst, wie billig, bestrafen; so bleibt nichts übrig, als Gefängniß, Zuchthaus, oder Festungsbau. Man darf aber nur eine gewisse Reihe von Jahren überdenken,

ken, so wird man gewiß finden, daß vor die Menge der Diebe theils nicht die Gefängnisse und Zuchthäuser zulangen werden, theils die Arbeit ermangelt, um diese Züchtlinge so zu beschäfftigen, daß sie dabey die Strafe ihres Verbrechens fühlen. Ja, so lange nicht dergleichen öffentliche Anstalten aus den allgemeinen Landeseinkünften unterhalten, und die Unkosten daher bestritten werden; muß man auch die Beschwerde billig in Betrachtung ziehen, welche ein solcher Aufwand dem Unterrichter verursachet. Es kommt hiebey sehr viel auf die Lage eines Landes und dessen Beschaffenheit an. Nicht alle haben gleiche Gelegenheit die Verbrecher, denen man das Leben schenkt, durch angemessene Leibesstrafen zu züchtigen, und was in dem einen Lande Vortheil bringt, veranlasset in einem andern Nachtheil, wenigstens viele Beschwerlichkeit. Nicht überall kann man Galeerensclaven brauchen. Man siehet hieraus, mit wie vieler Behutsamkeit man Lehrsätze anwenden müsse, welche, dem ersten Anschein nach, für die Menschlichkeit so schmeichelhaft sind.

Man

Man ist gegenwärtig von der Wahrheit allgemein überzeugt, daß zum Wohlstand eines Volkes, das zumal Handlung und Gewerbe treibt, eine schleunige Verwaltung der Justiz schlechterdings erforderlich sey. Gleichwohl müssen die Proceßordnungen, oder die Befolgung derselben, wenn man die häufigen Klagen in Erwägung zieht, noch sehr fehlerhaft seyn. Inzwischen ist der Tadel hierinnen leichter als die Verbesserung; und eine genaue und gute Proceßordnung, ist ohnstreitig eines der schwersten Gesetze. Es läuft hiebey so verschiedenes Interesse, in und wider einander, welches doch durchgehends beobachtet, und aus einader gesetzt werden muß. Der Kläger will geschwindes, der Beklagte langsames Recht haben, und der Richter und Advocat wünscht das Mittel zwischen beyden. Alle diese Personen müssen in Betrachtung gezogen werden, wenn man will, daß eine Proceßordnung nicht nur auf dem Papier entworfen, sondern auch befolgt werden soll. Vielleicht glaubt man, daß die Advocaten hiebey am wenigsten einiges Augenmerk verdienen, weil man sie gemeiniglich in Verdacht hat, daß sie alle Rechtssachen

aus

aus Eigennutz und Gemächlichkeit zu verschleifen suchen. Ich bin nicht gemeynet hier ihre Vertheidigung zu übernehmen, die ohnedieß in einzelnen Fällen besser, als im Ganzen von statten geht. Ich bin aber schuldig die Gründe anzuzeigen, warum ich glaube, daß bey dieser Materie die Advocaten nicht außer Betrachtung gelassen werden können. Man nehme an, daß, in einem Orte, wo sich nach seinem Verhältniß, zwanzig Advocaten befinden, ohngefähr die Hälfte, theils wegen ihrer natürlichen Gaben, theils wegen ihrer Geschicklichkeit, theils wegen anderer guten Eigenschaften, vor den andern sich auszeichnet. Die natürliche Folge davon ist, daß man ihnen einen bestimmten Vorzug einräumt, und daß sie mehrere Clienten finden, die ihnen ihre Rechtssachen anvertrauen, als die übrigen. Da den Advocaten keine Vorschrift bindet, noch binden kann, wieviel er eigentlich Processe annehmen soll; so muß man ihm nothwendig auch so viel Frist lassen, daß er eine jede seiner Klagesachen mit der gehörigen Genauigkeit und Gründlichkeit treiben kann. Hier hat eigentlich keine den Vorzug, und eine Sache, sie sey so gering als

sie

sie wolle, muß mit der gleichen Pflicht eines ehrlichen Mannes geführt werden. Wer jemals dieses Amt über sich gehabt, empfindet die Wahrheit von dem was ich sage; und ein jeder Advocat, der nur eine mehr als mittelmäßige Praxis hat, muß den Fall erlebt haben, daß die Termine in verschiedenen Processen, worinnen er bedient gewesen, zusammen auf einen Tag von dem Richter angesetzet worden. Ein jeder siehet ein, daß es ihm nicht möglich gewesen, alle diese rechtliche Verfahren in einem oder wenig mehrern Tagen zu beendigen, wenn er sich nicht statt der erforderlichen Gründlichkeit mit einem leeren Geschwätz begnügen wollen. Mithin ist es klar, daß eine gute Proceßordnung auch vor den Advocaten sorgen, und ihn durch eine zu große Abkürzung der Fristen nicht zwingen muß, sein Amt schlecht und mit Nachtheil seines Clienten zu verwalten.

Da ich keine andere Absicht habe, als meine Einfälle über diese oder jene Materie niederzuschreiben, so kann man von mir mit Recht keine Grundlinien zu einer Proceßordnung verlangen. Ihre Zeichnung erfordert etwas mehr Zeit, als ein bloßer Einfall. Ich

begnüge mich damit, wenn meine Bemerkungen richtig sind, und gebraucht werden können. Bey dieser Gelegenheit aber stößt mir die Frage auf, ob es rathsam und der Natur der Sache gemäß sey, für alle und jede Art der Processe eine gewisse Zeit fest zu bestimmen, binnen welcher sie schlechterdings beendiget werden müssen. Ich könnte die Antwort gar füglich denjenigen überlassen, welche die guten oder schlechten Würkungen dieser Vorschrift selbst empfunden haben. Ohne eine genauere und bessere Ueberzeugung kann ich einer solchen Verordnung meinen Beyfall nicht ertheilen. Ich glaube, daß der Knoten mehr zerschnitten als aufgelöst werde. Und entweder es muß aus einem Processe, dem die Zeit seiner Endschaft vorgeschrieben ist, ein neuer entstehen, oder einer der streitenden Theile muß von der Stunde des Ausgangs zu seinen Schaden überrascht werden. Man erwäge nur, was für unvermuthete Verhinderungen im Laufe des Processes sich ereignen können, deren geschwinde oder langsame Wegräumung nicht allemal in unserer Gewalt stehet. Wie viel Verzug kann mir nicht zum Beyspiel, alsdenn gemacht werden, wenn

ich

ich schon meinen Beweis überdacht, gefertiget und eingereicht habe. Ein widerspenstiger Zeuge, ein durch Bosheit entfremdetes oder zurückgehaltenes Dokument und dergleichen, setzt mich in die traurige Nothwendigkeit, wider meinen Willen einen Aufschub zu verlangen, den ich unmöglich vorher sehen konnte. Und so sind noch hundert andere Fälle möglich, die alle zusammen laut genug sprechen, eine so pünctliche Bestimmung der Dauer eines Processes zu widerrathen. Man muß auch hier bedenken, daß sich bey den menschlichen Handlungen überhaupt so viel ohngefähres und ungewisses findet, daß man alle Hoffnung aufgeben muß, ihre Ausgänge berechnen zu können.

Ueber die Philosophie.

Man würde gegen die Bemühungen unserer großen Weltweisen im höchsten Grad undankbar handeln, wenn man nicht öffentlich gestehen wollte, daß die Philosophie in unsern Zeiten gegen die vorige, merklich verbessert worden. Die durch fortgesetzte, und

so viel möglich richtige Beobachtungen, in der Physic und Psychologie gemachten Entdeckungen haben unsere Kenntnisse erweitert, und über Dinge ein Licht verbreitet, die vor nicht gar langen Jahren annoch im tiefen Dunkel verhüllt waren. Wir haben Versuche gemacht, in die Tiefen unserer Seele je mehr und mehr einzudringen, und wenn wir auf dieser Bahn nicht weiter fortgehen können, so müssen wir sagen, daß wir fast bis an die Gränzen menschlicher Fähigkeiten gelangt sind. Wir wissen anjetzo unzählich viele Dinge gewiß, oder wenigstens höchst wahrscheinlich, die unsere Väter nur furchtsam muthmaßten. Mit einem Wort, unsere metaphysischen und philosophischen Begriffe sind so aufgeklärt und vollständig gemacht worden, daß sie bey einer weitern Ausdehnung in die Gefahr gerathen können, allzuspitzfündig zu werden. Das war der Fall der Scholastiker, die ihren Tiefsinn aus Mangel der Erkenntniß in andern, besonders den schönen Wissenschaften, zum Nachtheil ihrer Vernunft ausschweifen ließen.

Ich weiß nicht, ob ich den Revisionsgeist, womit man in unsern Tagen die Wissenschaften

ten anzugreifen anfängt, nicht als ein Phenomen betrachten kann, das man mit Verwunderung anstaunt, und wobey man, wie bey den Luftzeichen überhaupt, immer noch große Veränderungen befürchtet. Ich bin weit entfernt, eine solche Unternehmung, oder das Werk eines gewissen neuen Scheiftstellers zu tadeln, das unter dem Titel: Revision der Philosophie: so vielen Beyfall der Kenner erhalten hat. Meine Absicht ist nur, eine gewisse bedächtige Klugheit zu empfehlen, die in Wissenschaften, so wie im gemeinen Leben, von der äußersten Nothwendigkeit ist. Wenn eine solche Revision bloß mit Entdeckung der Gebrechen sich beschäfftiget, und gegen die menschliche Schwachheit Nachsicht beget; so ist sie ein so vortreffliches Institut, daß sie wenigstens alle funfzig Jahre von einsichtsvollen Männern angestellt werden sollte. Wenn aber dabey zu viel eingerissen, und wenig oder gar nichts gebaut wird, so können wir sie gar füglich entbehren, indem wir sonst in den Wissenschaften lauter Ruinen erhalten, die um deswillen lange wüste liegen bleiben müssen, weil sich kein Baumeister an einen Bau wagen wird, von dem er zum vor-

aus siehet, daß er nach dem Verlauf einer gewissen Reihe von Jahren eben so gut eingerissen wird, als der Bau seiner Vorgänger. In diesem Betracht ist es immer besser, mittelmäßige Gebäude zu haben, als unter dem freyen Himmel zu liegen, und sich dem Wind und Wetter auszusetzen. Es ist ohnedieß leichter, Fehler zu entdecken, als selbst keine zu machen, oder die gemachten zu verbessern. Und auch der beste Verstand, wenn er sich einmal vornimmt, Fehler zu suchen, vergißt bey der Leichtigkeit, womit er sie findet, gar oft die Untersuchung, ob es auch der Mühe werth sey, diese Fehler zu entdecken, und ob man sogleich etwas Gutes in Bereitschaft habe, diese Mängel zu ersetzen, ohne daß in der Sache selbst eine unausgefüllte Lücke bleibt. Man muß sich also sorgfältig in Acht nehmen, daß man nicht einen kleinen Vortheil gewinnt, indem man den Schaden auf der andern Seite vergrößert.

So scheint es anjetzt zur Mode zu werden, daß man alle Systeme angreift, ihre Unzulänglichkeit zergliedert, und die Fesseln öffentlich zeiget, die sie dem Genie anlegen. Man empfiehlt daher einen Geist, der

von

von allem Zwange frey, sich aus allen Systemen das beste auswählet, Sätze annimmt, nicht weil sie dieser oder jener große Mann behauptet hat, sondern weil sie wahr sind, diesen Sätzen auch nicht eher seinen Beyfall ertheilt, als bis er die Ursachen und Folgen genau geprüft hat; mit dem Zirkel in der Hand alle Wahrnehmungen, die sich ihm darstellen, nach der Linie der Wahrheit abmißt, und sodann ein System abbildet, daß mit allen eine Verwandschaft, mit keinem aber eine völlige Uebereinstimmung hat, und dieses wieder verläßt, wenn neue Entdeckungen ihn versichern, daß er zuvor falsch gesehen habe. Es ist außer allem Streit, daß dieser Weg den Menschen zu seiner Vollkommenheit führet. Hiezu aber gehört ein ganz besonderes und erleuchtetes Genie, wenn es auf diesem Wege ohne andere Wegweiser, als seine beyden Augen fortgehen und nicht straucheln soll. Ein Bollingbroke, wenn man uns sein Genie richtig geschildert hat, ein Mann, der in allen Wissenschaften, die Religion ausgenommen, das Vortreffliche und Wahre erkannte und sich eigen machte; der, gleich den Bienen, nur die Süßigkeiten aus allen Dingen herauszog,

um für sich Honig zu machen, dieser war im Stande, sich einer Arbeit zu unterziehen, der tausend andere Genies unterliegen müssen, wenn sie sich gleich sonst mit den Wissenschaften beschäfftigen und ihren Nebenmenschen nützlich werden.

Es ist wahr, alle diejenigen, die sich nicht über ihr System erheben können, müssen nur mittelmäßige Gelehrte bleiben, und das mittelmäßige sollte aus den Wissenschaften billig verbannt seyn. Allein man nehme nur die Menschen an, wie sie sind, und urtheile sodann, ob es auch möglich sey? Das Mittelmäßige hat in der Philosophie allerdings mehr Schaden angerichtet, als das gar Schlechte; denn dieses zeichnet sich zu allen Zeiten und bey einer größern Anzahl Menschen zur Verachtung aus. Allein dieses Schicksal wird so lange dauern, als Menschen unvollkommen bleiben; und aus eben der Ursache erweckt die Vorsicht von Zeit zu Zeit erleuchtete Männer, welche die Seelen aus ihrer Schlafsucht gleichsam ermuntern, und zu einem höhern Schwunge beflügeln. Diejenigen, welche bereits die Grundsätze der Philosophie nach einem gewissen Systeme gefaßt

haben,

haben, können dergleichen Anmerkungen antreiben, in ihren Untersuchungen weiter zu gehen. Allein, wie soll man sich gegen die verhalten, welche die Philosophie erst erlernen wollen? Ohnstreitig müssen diese einen gewissen Leitfaden haben, der sie aus dem Labyrinth der Irrthümer wieder auf den Weg zur Wahrheit führet. Sie müssen in Stand gesetzet werden, den ganzen Körper der Philosophie gleichsam vor Augen zu sehen, es mag nun dieser aus einem gleichförmigen Grundstof oder ex disjectis membris gebildet werden. Dieses müssen mir diejenigen selbst zugeben, welche die strengsten Verächter aller Systeme, und die eifrigsten Vertheidiger der Eklektischen Philosophie sind. Man übergebe diesem Eklektiker selbst den Jüngling zum Unterricht in der Philosophie; er wird ihn gewiß, wenn er gründlich seyn, und seiner Pflicht Gnüge leisten will, nicht bloße einzelne zerstreute Wahrheiten lehren, sondern zugleich die Verbindung und den Zusammenhang zeigen, in welchem diese Wahrheiten unter einander stehen. Mit einem Wort, er wird aus seinem Schüler, weder einen Wolfianer, noch Crusianer und dergleichen, aber

doch gewiß einen Schüler bilden, der nach den Ideen seines Meisters denkt, schlüßt und handelt. So wird also aus der mühsamen Auswahl philosophischer Wahrheiten entweder unvermerkt ein eignes System, oder ein Chaos wirbelnder Ideen, die nur einzeln betrachtet, gut, in Absicht auf die Wissenschaft aber selbst, mehr schädlich als nützlich sind. Ich überlasse es der eignen Empfindung unserer Eklektiker, ob ich hier nicht den Fall getroffen, in dem sie sich entweder befinden, oder befinden werden, und ob sie nicht heimlich bloß ihren eignen Ruhm auf die Zerstörung der Systeme, zu gründen suchen.

Ich bin inzwischen weit entfernt Männer zu tadeln, welche ihre Freyheit zu denken dadurch behaupten, daß sie alles vorhandene prüfen. Das ist die Pflicht eines jeden denkenden Wesens. Nur will ich vor Ausschweifungen warnen, welche einer Marktschreyerey ähnlich sind. Man soll sich nur hüten, daß man andere, indem man sie unterrichten will, nicht mehr und mehr verwirrt, und sie, durch den zu öftern, und zu lauten Zuruf, daß sie nach der gemeinen Lehrart nichts lernten, endlich dahin bringt, daß sie alles ver-

gessen, und bey einer ganzen Menge bunter und exoterischen Ideen, wirklich nichts wissen. Eine unüberlegte, übereilte und ungedungene System Stürmerey kann diesen Schaden am ersten veranlassen. Man setze den Fall, daß auf einer Akademie nur zwey Eklektiker sind, so auf die Systeme schimpfen. So lange noch die Erfahrung beweiset, daß nicht zwey Dinge in der Welt einander vollkommen gleich sind; so lange werden wir noch wahrnehmen, daß auch nicht zwey Menschen über einen Gegenstand einerley denken können. Nun sind die zwey Eklekticker da, bey welchen von beyden soll der Jüngling mehr Wahrheit suchen? Beyde locken ihn durch die Größe der Siegel, die sie ihren Schülern aufdrücken. Ich habe nur zwey solche Philosophen angenommen. Es können aber auf einer blühenden Universität, leicht ein halb Dutzend derselben seyn, die, wenn ihnen auch die Irrthümer in den Systemen nicht so erheblich scheinen, dennoch die Mode mit machen, weil sie sehen, daß man durch die Neuheit, einen, vor die Bedürfnisse des Lebens, vortheilhaften Beyfall erhält.

Die

Die Anmerkung, daß man in der Philosophie noch nicht so viel Wahrnehmungen gesammlet habe, die wegen ihrer vollkommnen Richtigkeit, ein System veranlassen könnten, das weder in Sätzen noch Folgerungen Widersprüche litte, ist nicht ohne Grund. Das Forschen unsers Geistes in die Tiefen mehrerer Einsichten, wird allemal nothwendig bleiben, so lange unser Denken in dieser Welt eingeschränkt ist. Daß aber daraus die Folge erwüchse, lieber gar kein System, als ein unvollkommenes zu haben, kann ich so schlechterdings nicht zugeben; wenigstens so lange nicht, biß unsere Weisen allgemein und überzeugend behaupten werden: daß es besser sey, sich bey dem Auswege aus einem Labyrinth keines, als eines etwas morschen Leitfadens zu bedienen. Es ist vielleicht ein nicht so gar schwer aufzulösendes Problem, ob nicht die von Zeit zu Zeit, von den Philosophen erfundene Hypotheſen oder Systeme, die wahre Ursache sind, daß wir unsere Einsichten gegen unsere Vorfahren so sehr erweitert haben. Hätten diese uns keinen Faden gezeiget, uns daran zu halten, so würden wir vielleicht weit später auf die Untersuchung gerathen

seyn, ob dieser Faden auch stark genug sey, uns an der Wahrheit fest zu erhalten. Und nun, wenn ein Philosoph mit der gehörigen Lebhaftigkeit des Witzes, und Gründlichkeit des Verstandes, uns wie Bonnet z. B. ein System entwirft, das in Sätzen und Schlüssen genau zusammen hienge, wo die Sätze oft gewiß, die Schlußfolgen aber hin und wieder noch etwas schwankten: Sollten wir dieses System, weil hier und da noch einiger Zweifel und weitere Untersuchung statt findet, wegen seiner aus menschlichen Werken gar nicht zu vertilgenden Unvollkommenheit, so gleich als Fesseln, die man unserm Verstande anlegen will, verwerfen, und lieber gar keines haben wollen? Ich überlasse die Antwort auf diese Frage, denen, so lieber bauen als einreissen: denn diese letztern sind zu strenge, und um deswillen unbillige Richter.

Wir haben durch unser Nachdenken doch solche Sätze herausgebracht, und festgesetzt, die so evident sind, daß der Mensch, der sie läugnet, offenbar seine Narrheit verräth. Ein jeder Erfinder eines Systems muß diese, durch Vernunft und Erfahrung bestätigte Sätze, annehmen und bey dem Gang seiner Ideen

zum

zum Grunde legen. Die Unrichtigkeit eines Systems, ich rede hier blos von solchen, die würklich große Genies zu Urhebern haben, muß also entweder in zu voreilig gezogenen Schlußfolgen, oder in gewissen Hypothesen bestehen, die man, weil es noch nicht möglich gewesen, lauter aus Wahrnehmung bestimmte Grundsätze zu erfinden, annehmen müssen, um diese oder jene Erscheinung, aus ihren Ursachen beweisen zu können. Beyde Fälle sind bey Menschen, die durch so viele Dinge in der Welt, in ihrem Denken eingeschränkt werden, möglich, und auch würklich geschehen. Falsche Schlüsse entdecken sich einem forschenden Verstande gar bald. Die Verwerfung der Hypothesen aber, wenn man dabey gründlich verfahren will, kostet mehr Mühe und Nachdenken, und erfordert auch große Nachsicht und Behutsamkeit. Wer in der Geschichte der Philosophie kein Fremdling ist, weiß, wieviel die Hypothesen, zu Entdeckung der Wahrheit beygetragen haben. Und ein rechtschaffner und wahrheitliebender Mann muß davon so denken, als der Herr von Haller in seiner Vorrede über den Büffon.

Ich

Ich getraue mir zu behaupten, daß eigentlich nicht die Systeme, sondern die zu hartnäckigte Vertheidiger derselben, zumal wenn sie nicht in dem Geiste ihres Meisters denken können, die Irrthümer und Verwirrung in der Philosophie veranlaßt haben. Schon die Alten haben angemerkt, daß keine Narrheit sey, die nicht ein Philosoph behauptet hätte: Alle diese Narrheiten zusammen, haben aber doch das ihrige beygetragen, daß wir uns jetzo etwas näher bey der Wahrheit befinden, als ehedem. Diese Erfahrung sollten alle diejenigen vor Augen haben, welche von den bisherigen Erfindungen in der Weltweisheit so verkleinerlich urtheilen. Wollten sie der Welt zu ihrer Erleuchtung wahre Dienste leisten, so würde dieses nicht sowohl in der Verachtung als vielmehr in der sorgfältigen Prüfung der Systeme, und in der Warnung bestehen, uns durch den Geist eines Systems, nicht von mehrerer Untersuchung abhalten zu lassen, und eine Wahrheit nicht zu verwerfen, die keinen andern Fehler hat, als weil sie nicht in das System paßt. Ist dieses die Meynung unserer Eklektiker, so sind ihre Absichten höchst lobenswürdig; und

wenn

wenn man sie nicht sogleich erkennt, so sind sie selbst Schuld daran, daß sie solche nicht durchgehends deutlicher zeigen. Laßt uns bedenken, daß, was Wahrheit, Wahrscheinlichkeit und Irrthum in Dingen sey, wo uns die Sinne verlassen, nur ein Gott entscheiden könne.

Populäre Philosophie, worauf man sich gegenwärtig so viel einzubilden scheint, ist vielleicht mehr ein neues Wort, als eine neue Sache. Und der Schall ist bequem genug, um allerhand Mißbräuche zu veranlassen. Wofern die Kunstverständigen nicht damit einen gewissen nur ihnen bekannten mystischen Begrif verbinden — denn man kann unmöglich alle Fälle im Kopfe behalten, wo die Schriftsteller diesen Ausdruck brauchen; so ist eine populäre Philosophie nichts anders, als eine Philosophie, die gemeinnützig ist; und auf alle Wissenschaften und Künste, so wie auf die Fälle in gemeinen Leben überhaupt, angewendet wird. Ich muß gestehen, daß ich mir keine richtige und gründliche Philosophie denken kann, die nicht zugleich gemeinnützig oder populär seyn müßte. Und in diesem Betracht ist eine populäre Philosophie, und eine vernünfti-

nünftige und richtige Philosophie, in der That durch weiter nichts, als den Modeton, unterschieden.

Ich kann von unsern Philosophen, welche so eifrig auf die populäre Weltweisheit dringen, bey ihrer zum Theil sonst bekannten Gründlichkeit, nicht vermuthen, daß darunter eine heimliche Verachtung der spekulativischen Phisophie verborgen sey. Zwar scheint die Erleichterung des Unterrichtes, wozu man in unsern Zeiten soviel Papier verschwendet, allerhand Vermuthungen zuzulassen, wenn man sieht, daß alle Vorbereitung gemacht wird, damit die Jugend zum Tempel der Wahrheit mehr fliegen, als gehen kann. Inzwischen wäre es doch zu lieblos gedacht, wenn ich diesen Lehrern des Volks eine Unwissenheit zuschreiben wollte, die sie auf jedem Schritte verfolgen würde. Schon Wolf hat in seiner Metaphysik gezeigt, daß die tiefsinnigsten Schlüsse practische Wahrheiten enthalten, und daß eine gesunde Moral uns weiter nichts als die Resultate metaphysischer Untersuchungen vor Augen legen, und uns dadurch ein Beyspiel liefern müsse: daß wir alle Gelehrsamkeit nicht um ihrer, oder vor uns selbst,

sondern um des gemeinen Nutzens willen, lernen sollen. Man bemerkt also, ohne mein Erinnern, daß ich die spekulative Philosophie von der spitzfündigen unterscheide, indem ein vernünftiger Mann die letztere eben so wenig billigen kann, als eine Moral, die uns, wir mögen wollen oder nicht, zu Huronen machen würde. Ist es also gewiß, und das wird wohl keines Beweises bedürfen, daß ein wahrer Philosoph keiner Kenntniß, auch des an uns vor sich trocken scheinenden Theils der Philosophie, entbehren könne; daß alle Wahrheiten in der Weltweisheit, durch ein unzertrennbares Band vereiniget sind; daß alle philosophische Lehrsätze, den Verstand erleuchten, ihm von den Dingen in der Welt richtige Begriffe verschaffen, und dadurch seine Einsichten, in alles was ihn bey dem Lauf des Lebens vorkommt, und in seinen Gesichtskreiß eingeschlossen ist, stärken; so ist es auch zugleich ausser allem Zweifel, daß eine wahre und gründliche Philosophie, wie ich bereits oben gesagt, ihren Nutzen in allen und jeden menschlichen Handlungen zeigen, oder, mit den Künstlern zu reden, populär seyn müsse.

Ja, aber nicht alle Philosophen machen ihre tiefsinnigen Begriffe praktisch, und begnügen sich mit Untersuchungen, die zwar ihre Kenntnisse vermehren, sie aber blos auf einen kleinen Kreiß einschließen, in welchem sie von andern Dingen abgesondert herumlaufen? Gut, man mache sodann zwischen den spekulativen und practischen Weisen einen Unterscheid. Man lege aber nicht der Philosophie durch ein neues Wort eine Eigenschaft bey, die Kurzsichtige gar bald verleiten kann, eine Art der Trennung zu glauben, die nach der Beschaffenheit der wahren Philosophie gar nicht statt finden kann. Das Handwerk eines Schuhmachers begreift die Geschicklichkeit gute Schuhe zu machen. Ein Schuster also, der sich blos damit begnügt das Maaß zu nehmen, das Leder zuzuschneiden, und Drath zu machen, niemals aber daran denkt einen Schuh zusammen zu nähen, bleibt allemal ein unvollkommner Schuster, ohne daß das Handwerk selbst, in diese Beschäfftigung einzig und allein eingeschränkt wird.

Und die Anwendnng der Philosophie auf Wissenschaften, Künste und Vorfälle in gemeinen Leben, ist sie nicht so alt als die Phi-

losophie selbst? Haben nicht Solon, Sokrates, Aristoteles, Plato, und die Neuern von Des-Cartes Zeiten an, eben dieses gedacht, gethan, und geschrieben? Freylich sagen sie nicht in ihren Schriften: Hier will ich eine philosophische Untersuchung anstellen; zu dieser Bemerkung hat mich die Philosophie gebracht: auf diese Weise müssen wir unsere, in der Weltweisheit erlangte Einsichten, populär machen, und dergleichen: Sie überlassen aber dieses alles dem Leser selbst zu suchen, und verständige Leser haben es auch ohne dieses Geschrey gefunden. Ein jeder gemeinnütziger Gegenstand, wenn er gründlich behandelt wird, und nicht ein bloßes Geschwätz ist, erfordert eine gewisse Dosis von Philosophie. Und der Schriftsteller, welcher die Idee von diesem seinen Gegenstande deutlich und gründlich gefaßt hat, und dieselbe vorträgt, hat weniger Mühe dabey als Philosoph zu denken und zu schreiben, und größere Sorgfalt anzuwenden, um seinen Gegenstand nicht mit zu viel Philosophie zu überladen, und dadurch eben die schlimmen Würkungen zu veranlassen, die wir an einem Kranken sehen, der mit Arzneyen nicht sowohl gestärkt, als vielmehr gefüttert worden.

Die

Die blühenden Zeiten der Griechen und Römer, wo alles, auch sagar die Aspasien, Philosoph war, haben gemeiniglich zu viel Reiz, daß wir gegen unsere Zeiten immer gar zu partheyisch verfahren, und eine Abmessung unternehmen, ohne den Maasstab zu berichtigen. Wir finden, daß ihre großen Männer, denen die Verwaltung des Staats, anvertraut wurde, in den Schulen der Weltweisen unterrichtet wurden; daß sie in ihren Aemtern sich mit der Philosophie beschäfftigten, und mit den Weltweisen den vertrautesten Umgang pflogen; daß sich dadurch ein gewisser Geist der Philosophie allgemein, und über alle Stände verbreitet hatte; und daß man den Ruhm ein Weltweiser zu seyn und zu heißen, allen andern vorzog. Ich will in die Glaubwürdigkeit aller dieser Nachrichten, kein Mißtrauen setzen; mir deucht aber, daß alles, was wir über dergleichen Dinge in Büchern aufgezeichnet finden, sich in der Ferne besser lesen, als in der Nähe sehen läßt. Vorausgesetzt also, daß alles wahr sey, so müssen freylich unsere heutigen Staatsmänner, die sich vor nichts weniger als Philosophen ausgeben, ja nicht einmal auf Aka-

demien darunter gerechnet werden, sehr große Schatten von jenen Lichtern seyn. Denenjenigen aber, so diese vor unsere Zeiten so nachtheilige Vergleichung machen, entwischt die Bemerkung, daß dasjenige, was die Alten Philosophie nennten, bey uns Gelehrsamkeit heißt: daß, wenn unsere großen Männer durch den Unterricht in den Wissenschaften zu ihren Ehrenstellen geschickt gemacht werden, ihre Beschäfftigung eben so edel sey, als jener, da sie die Schulen der Weltweisen besuchten: und daß diese, wenn sie den Umgang mit Gelehrten suchen und lieben, grade soviel leisten, als die Helden der alten Zeit, die sich von gewissen Hausphilosophen bey Tische oder auf der Jagd Weisheit predigen ließen. So kann eine aus einem falschen Gesichtspunkt angestellte Untersuchung uns zu einer Menge von Irrthümern verleiten, zumal wenn man lieber das Fernglas, als seine eignen Augen braucht, und einen Gegenstand lieber vergrößert, als in seinen natürlichen Verhältnissen sehen will.

Wenn man außerdem die Klagen des Plato im 6ten Buch seiner Republik, über die Verachtung der Philosophie bey dem gemeinen

Volk,

Volk, und die Anmerkung des Cotta beym Cicero im 3ten B. und 2. Cap. von der Natur der Götter, in Erwegung zieht; so scheinen Gründe gnug vorhanden zu seyn, dasjenige in Zweifel zu ziehen, was einige Schriftsteller von dem Ansehen der Philosophie in den damaligen Zeiten uns versichern wollen. D. Leland in seinem Erweis der Vortheile und Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung, aus dem Religionszustand der alten heydnischen Völker, macht hieraus, und aus zwo Stellen des Cicero, in seinen tuskulanischen Abhandlungen 1. B. 1. Cap. und 5. B. 2. Cap. den Schluß, daß Philosophie und die große Welt wenig Bekanntschaft mit einander gehabt haben. Ich will hierüber eben nicht die Gewährleistung übernehmen. Auch fürchte ich nicht durch diese flüchtige Beobachtung in den Verdacht einer Ketzerey zu verfallen. Um meinem Leser die Mühe zu ersparen, mich von dieser Seite zu betrachten, erkläre ich mich hiemit feyerlich, daß ich die Alten nicht um eine Stufe von ihrer Höhe erniedrigen wollen, auf die man sie seit so vielen Jahrhunderten erhoben hat. Ich bin von dem blühenden Zustand der Griechen und Römer in ihren

schönen Zeiten auf das lebhafteste überzeugt. Ich wünsche einen Blick dahin thun zu können, und in dem Putzzimmer Aspasiens die populäre Weisheit zu hören, zu welcher die Philosophen in ihren Schulen die Vorreden und das Register machten.

Bey mir ist übrigens mitten in der Betrachtung, daß man gegenwärtig die Philosophie in die Wissenschaften und Künste, mit so brennendem Eifer einzuflechten sucht, zuweilen der Zweifel aufgestiegen, ob man nicht etwan die Sache zu weit triebe. Ich habe lange angestanden, ehe ich diesen meinen Zweifel öffentlich bekannt, wenn nicht der Gedanke, daß man oft durch Zweifeln die Wahrheit findet, meine Furcht überwogen hätte. Es kann seyn, daß man die Philosophie zu lange als eine Magd angesehen, und daß es billig ist sie in ihre Rechte zu setzen. Es kann seyn, daß die Bearbeitung einer Wissenschaft dadurch mangelhaft worden, weil man sie blos durch sich selbst aufklären, und die Hülfsmittel nicht anwenden wollen, so die Philosophie darbietet. Allein, indem man diesem Mangel abhelfen wollen, sorge ich sehr, daß man vor das Loch einen zu großen Stöpsel genommen,

und

und damit das Loch zwar ausgefüllt, dadurch aber auch zugleich erweitert, und gegen die Theile ausgedehnt hat, die vorhero gut und dicht waren. Die Erinnerung, Philosophandum est, sed paucis, hat, wie mich dünkt, noch immer ihre Kraft, um uns auf die nöthige Behutsamkeit aufmerksam zu machen. Man hat schon hievon bereits die nachtheiligen Würkungen in verschiedenen Fällen gesehen, wo man klüger gehandelt hätte, wenn man weniger Philosoph gewesen wäre. Ich weiß auch nicht, ob man nicht schon in vielen Theilen der Wissenschaften den Unterricht einigermaßen erschweret, anstatt daß man ihn durch eine philosophische Einkleidung erleichtern wollen. Nach meiner Meynung muß man hier weder die Beschaffenheit der Wissenschaft, die man lehren will, noch das Subject, das man unterrichten will, außer Betrachtung lassen: Nach der Theorie kann man die Philosophie auf alles, auch sogar auf mechanische Künste anwenden. Man muß aber allemal dabey erwegen, ob es bey der würklichen Ausübung auch nützlich und heilsam sey. Philosophische Schuster und Schneider sind dem gemeinen Wesen nicht

um ein Haar mehr nütze, als die politischen Kannegießer.

Ueber die Geschichte.

Es ist nicht zu läugnen, und unsere Bibliotheken beweisen es, daß wir an historischen Werken einen sehr beträchtlichen Vorrath haben. Und doch, sagt man, haben wir noch keinen Geschichtschreiber. Ein Schineser, oder ein anderer, von einer eben so scharfsinnigen Nation, würde dieses unglaublich finden, oder, wenn er unsere so theuere Versicherung für aufrichtig annähme, uns anrathen, den ganzen Vorrath ins Feuer zu werfen, wenn wir noch keinen Mann gefunden hätten, der ihn auf eine würdige Weise brauchen können, ihn auch, wenn der Schluß vom vergangenen und gegenwärtigen, auf das zukünftige gilt, zu finden wenig Hoffnung hätten. Betrübt genug, daß eine so ungeheure Menge von Materialien, und Vorschriften zu einer Methode für die Geschichte, nicht einmal einen Mann bilden sollen, den man, ohne die Kunstrichter und ihre Aus-

sprüche

sprüche zu beleidigen, einen Geschichtschreiber nennen könnte. Die Untersuchung ist in der That sehr kützlich, und der Zweifel vermehrt sich, wenn man sieht, daß diejenigen, so hierüber ein Urtheil fällen, sich so sehr widersprechen. Man hat einen gewissen Biographen gelobt, dessen declamatorische Schreibart doch wider eine der ersten Pflichten eines guten Geschichtschreibers sündigt. Unser Geschmack muß, wie in vielen andern Dingen, also auch hierinnen, noch nicht fest und geläutert genug seyn.

Man ist vorlängst darinnen einig, daß wir, was die Erfüllung der Pflichten eines Geschichtschreibers anbetrifft, gegen die Alten sehr weit zurück sind. Ich glaube, daß man Recht hat. Denn bey den Griechen und Römern hatte man der Geschichte, nicht wie in unsern Tagen, einen besondern Standort in der Gelehrsamkeit angewiesen. Es war mehr eine Beschäfftigung der Dilettanten, als der eigentlichen Gelehrten von Profeßion. Männer, die in öffentlichen Geschäfften gebraucht wurden, oder wenigstens auf diese oder jene Weise daran Theil nahmen, studierten die Geschichte des Nutzens halber, den

eine

eine tägliche Erfahrung uns von ihr begreiflich macht. Sie verzeichneten selbst die Geschichte ihrer, oder derjenigen Zeiten, wo die Vorfälle nicht so sehr als jetzo entfernt, und ihnen zuverläßig bekannt waren. Und da ihnen die eigne Erfahrung den wohlthätigen Einfluß dieser Nachrichten auf ihre Handlungen zeigte, so mußten sie bey ihren erlangten Einsichten alles anwenden, um ihren Endzweck, andere so wie sich selbst zu unterrichten, vollkommen zu erreichen, und Muster werden, wornach man die Idee eines vollkommnen Geschichtschreibers zu allen Zeiten gefaßt hat. Aus den wenigen historischen Schriften, die wir noch von den großen Männern unserer Zeiten haben, welche ihre durch Unterricht erworbene Kenntnisse in öffentlichen Geschäften zur Reife gebracht, erhellet die Wahrheit dieser Bemerkung. Sie würde noch mehr in die Augen fallen, wenn bey Männern von einem erhabenen Rang, und ausgebreitetem Genie, die Neigung zu dergleichen Arbeiten häufiger und stärker wäre. Es wäre schon genug, wenn sie auch nicht selbst schrieben, doch die Geschichte ihrer Zeiten unter ihrer Aufsicht schreiben ließen.

Dieses

Dieses aber sind mehr fromme Wünsche, als gegründete Hoffnungen. Die Form unserer Staaten hat sich verändert, ihr Interesse ist viel verwickelter worden; so daß es gegenwärtig Klugheit und Pflicht ist, die Triebfedern der Begebenheiten zu verheelen, welche die Alten, bey ihrer Unwissenheit in dem, was man Interesse der Nationen heißt, öffentlich entdeckten.

Ich bin überhaupt sehr geneigt zu glauben, daß alle die großen Veränderungen in den alten Zeiten mehr ein Werk des Glücks und Zufalls, als Folgen einer gnung überdachten Vorbereitung gewesen. Vielleicht haben alle Eroberer bis auf Cäsarn, nicht einmal verstanden einen richtigen Plan zu machen. Das Glück und die Stärke entschied gewiß mehr als die Klugheit; anstatt daß in unsern Tagen die Eroberung eines mäßigen Stück Landes, die Ausführung eines oft vor einem halben Jahrhundert gemachten Plans ist, wo man tausend Triebfedern nöthig hatte, eine Maschine so in Bewegung zu setzen, daß sie gerade diese, und keine andere Bewegung gemacht hat, um in ihrem Gange nicht aufgehalten zu werden. Man war ehedem mit

der

der Menge der Sclaven vergnügt, ohne daran zu denken, ob man sie auch beständig in der Knechtschaft werde erhalten können. Der plötzliche Verfall der größten Reiche beweiset auch, daß man nicht die gehörige Vorsicht angewendet hat, sie dauerhaft zu gründen. Die Geschichte von einem solchen Zeitpunct aber, wo alle Begebenheiten gleich ins Große gehen, wobey wenig Verwickelungen sind, wo alles öffentlich und ohne versteckte Kunst geschiehet; eine solche Geschichte ist unstreitig weit leichter zu schreiben, als wo man einen Geschichtschreiber auf jeden Schritt den er thun will, um zu sehen, die Augen verbindet. Nothwendig muß ein solcher Geschichtschreiber auch bey dem besten Vorsatz und Gewissen irren, oder wohl gar Unwahrheiten sagen. Er hat keine andern Materialien als öffentliche Facta, einen gewissen Vorrath von Papieren, wobey man sorgfältig Achtung giebt, ihm diesen Vorrath nicht gar zu groß und vollständig zu lassen; und nun soll er das übrige errathen. Dieses ist das Schicksal eines heutigen Geschichtschreibers, er mag sein eignes, oder das vergangene Jahrhundert beschreiben. Allemal ermangelt ihm der

Stof zu einer vollständigen und instructiven Geschichte, nach dem Muster der Alten. Und er wird so lange ermangeln, als nicht der Geschichtschreiber aus dem Cabinet der Fürsten kommt, oder ihm doch der Eintritt in diese Cabinetter verstattet wird.

Außer diesen Vortheilen haben die Alten noch diesen zum voraus, daß ihre Nachrichten uns von den Begebenheiten eines Zeitpuncts unterrichten, der von dem unsrigen so weit entfernt ist. In der Natur sind alle entfernte Gegenstände unsern Augen klein; in den Wissenschaften aber ist es gerade umgekehrt. Hier vermehrt sich die Größe eines Gegenstandes, je weniger wir ihn sehen können. Der gute Geschmack, womit die Alten alle ihre Producte des Geistes behandelten, ist freylich daran schuld. Man muß aber doch eine genaue Aufmerksamkeit anwenden, damit das Vergnügen, so wir beym Lesen derselben empfinden, nicht eine Quelle unserer Vorurtheile werde. Ueberdieses erzählen sie uns fast einzig und allein die Geschichte der großen Nationen, welche durch ihre Herrschaft über die bekannte Welt, besonders vorzügliche Rollen gespielet haben. Von der Geschichte

schichte der andern bezwungenen Nationen, sagen sie wenig oder nichts, und es scheint, daß ihre Geschichte durch die Eroberungen der großen Völker gleichsam mit verschlungen worden. Ja, wir haben nicht einmal eine Geschichte, eines in aller Betrachtung merkwürdigen Volkes, nemlich der Carthaginenser. Je stärker nun die Idee einer vorzüglichen Größe unsere Einbildungskraft reizt, desto geringer wird in der That die Arbeit eines Geschichtschreibers uns zu rühren, und zur Bewunderung zu bringen. Und wenn ein Alexander mit einer kleinen Macht und binnen kurzer Zeit, fast ganz Asien bezwingt, so darf der Geschichtschreiber nur alle diese Begebenheiten der Reihe nach erzählen, um den Helden sofort gleichsam vor unsere Augen zu stellen. Und, trotz aller Ausrufungen der Philosophen, wird doch der Eroberer allemal unsere Aufmerksamkeit mehr, als der Fürst reizen, der in einem ununterbrochnen Frieden, ohne sich seinen Nachbarn furchtbar zu machen, blos die Glückseligkeit seines Volks befördert. Das Glänzende macht immer mehr Eindruck als das Sanfte, wenn gleich das letztere ein wahres, und das erste nur ein

Scheingut

Scheingut ist. Einen lebhaften Beweis hievon giebt uns die Geschichte eines Reichs, das nur erst in unsern Tagen aus seiner Dunkelheit entrissen worden, eine neue Epoche macht, auch vermuthlich bald die Liebe zur Geschichte anderer Staaten, wenigstens auf einige Zeit, verdrängen wird. Der Römer, voll von dem Geiste und dem Ruhm seiner Stadt, sahe die Geschichte nur aus diesem Gesichtspunct, und entwarf sie mit einer Art des Enthusiasmus gegen sein Vaterland, der allen Römern eigen war, und wovon uns kein ander Volk so viel Beyspiele sehen läßt. Er vergab sich dahero gewisse Unrichtigkeiten, die ihn seinen Endzweck näher brachten, und die man noch bis diese Stunde nicht gänzlich entdeckt hat, so viel Mühe sich auch die Philosophie bey dem Mangel an Nachrichten gegeben hat. Unter den Kaisern ließ dieser Enthusiasmus nach. Die Begebenheiten wurden verwickelter, und zum Theil unerheblicher: Die Ränke traten an die Stelle einer gesetzten und klugen Standhaftigkeit. Die Geschichte der Kaiser, so sehr sie sich auch unsern Zeiten nähert, interessirt uns doch weit weniger, da sie größtentheils nur ein Ver-

zeichniß der widernatürlichsten Ausschweifungen, und des dummen Aberglaubens ist. Und so genau auch die Geschichtschreiber hiebey verfahren, so sind sie doch, den Tacitus und Sveton ausgenommen, keinesweges die Muster, die man den unsrigen zur Nachahmung vorstellt.

Clerc hat in seinen Parrhasianis, uns sehr richtige Linien zum Bilde eines guten Geschichtschreibers vorgezeichnet; und vielleicht ist er von manchen Methodisten, ohne sich dessen zu rühmen, geplündert worden. Er führet unter andern an, daß zwischen den historischen Methodisten ein Streit gewesen, ob es erlaubt sey, in der Geschichte Untersuchungen, Urtheile und Schlüsse mit einzumengen. Dieser Streit, er mag so gelehrt seyn als er will, ist offenbar sehr unnöthig. Der Geschichtschreiber soll sich zwar blos an Begebenheiten halten. Allein, wenn diese Begebenheiten nicht vollständig sind, wenn sie sich widersprechen, wenn eine die andere aufhebt, wenn er in den Begebenheiten eine Lücke findet; soll er hier nicht untersuchen und urtheilen, und den gesunden Menschenverstand nicht brauchen, den man doch überall

all zu brauchen verbunden ist? Solche widernatürliche Meynungen verdienen nicht einmal eine Widerlegung, und Clerc hat sich zu lange dabey aufgehalten. Man darf sie nur anführen, um ihren Urheber als einen Thoren zu zeigen. Dank sey es unsern erleuchteten Zeiten, daß wir nicht einmal die Aufwerfung einer solchen Streitfrage zu befürchten haben, und eine Abhandlung hierüber nur wie eine verrufene Münze betrachten dürfen, die man blos des Alterthums wegen noch aufbewahret. Wir haben sogar eine Philosophie der Geschichte. — Ich muß bekennen, daß ich diesen Titel nicht verstehe, wenn er etwas anders, als den Gebrauch der Philosophie in der Geschichte ausdrücken soll. Und ich glaube, daß es vielen Lesern, denen die Vorsicht nicht mehr, oder eine andere Art der Erleuchtung, als mir beschieden, eben so werde gegangen seyn. Es ist wahr, ellenlange Titel, die zugleich Innhalt, Vorrede und Register enthalten, sind höchst verdrüßlich. Ich sehe aber doch nicht ein, warum man nicht kurze, und doch verständliche Titel machen könne. Der Titel eines jeden Buchs, muß dessen Innhalt deutlich zeigen,

und unverworren und aufrichtig seyn; damit man nicht nach dem Titel Wahrheit und Unterricht sucht, und Bisarrerien findet. Also wenn der Verfasser jenes Buchs, nichts mehr und nichts weniger als den Gebrauch der Weltweisheit in der Geschichte zeigen und beweisen wollen; so hat er ja kein Schelmstücke begangen, daß er es unter einen mystischen Titel zu verbergen nöthig gehabt hätte. Aber freylich hätte er sodann gleich in fronte libri, zugestehen müssen, daß er eigentlich nichts neues sagte. Ist es aber nicht schon ein Verdienst, das Alte auf eine neue Art zu behandeln, und seine Einsichten zu zeigen; zumal die Erfahrung lehrt, daß die Wissenschaften, wenn zwey große Genies einerley Gegenstand behandeln, allemal gewinnen.

Diese Anwendung, oder vielmehr Verbindung der Philosophie mit der Geschichte, hat uns inzwischen ein wichtiges Geschenke durch die Geschichte der Menschheit gemacht, an welcher verschiedene unserer aufgeklärten Genies gearbeitet haben. Sie ist freylich noch sehr unvollkommen, und wird es auch so lange bleiben, bis ein glücklicher Zufall uns die Archiven und Nachrichten der ersten Menschen

und Staaten, in die Hände liefert. Gegenwärtig müssen wir blos aus den abgebrochnen Stücken ein Ganzes zusammen setzen, das uns aber von dem ersten Anfang und Fortschreiten der Menschheit, so wenig einen vollständigen Begrif verschafft, als die vorhandenen Ruinen von der Gestalt der griechischen und römischen Gebäude. Vielleicht aber haben die Verfasser dieser Geschichte, noch zu wenig dasjenige beobachtet, was uns die alten Geschichtschreiber von Nachrichten liefern. Vielleicht haben sie sie auch blos um deswillen vernachläßiget, weil sie alles durch Schlüsse herauszubringen glaubten. Vielleicht auch haben ihnen diese historische Nachrichten unrichtig geschienen, weil sie mit ihren angenommenen Hypothesen nicht übereinkamen. Alle diese Fälle sind bey einem Schriftsteller möglich, der von seinem Gegenstand voll ist. Er kann nichts vertragen was ihn verdunkelt, oder seine Augen davon ableiten will.

Ich habe alle diejenigen, so über die Geschichte der Menschheit geschrieben, in Verdacht, daß sie denjenigen Geschichtschreiber, den sie am ersten nachschlagen sollen, am wenigsten zu Rathe ziehen. Alles, was wir von

dem Zustand der ersten Menschen wissen, hat uns Moses gelehrt, und so kurz auch seine Erklärungen sind, so richtig müssen wir doch selbige finden, wenn wir sie ohne Verblendung untersuchen. Wenn dieser uns den Zustand der ersten Menschen beschreibt, so können wir uns unmöglich überreden, daß derselbe aus dem Schoos der Natur, als ein Hurone hervor gekommen. Vor dem großen Falle ist es ohnedits klar, aber nach dem Falle kann doch Adam unmöglich in einen solchen Zustand verfallen seyn, daß er mit den Thieren Gras gegessen, und weiter nichts als thierische Bedürfnisse empfunden. Der rohe Zustand des Menschen ist dahero weiter nichts, als eine Ausartung der Natur, und dem Menschen nach der Bestimmung des Schöpfers so wenig angemessen, als die Ideen des Platos, die uns schlechterdings über die Erde, in die Welt der Geister erheben wollen. Ich sage nicht, daß der Mensch niemals in einem so rohen Zustand gewesen: denn das dürfte vielleicht wider die Erfahrung streiten. Nur weiß ich nicht, ob man füglich seine Geschichte mit diesem Zustand anfangen können, ohne vorher zu untersuchen, wie er in selbigen verfallen.

fallen. Hätten wir keinen Geschichtschreiber wie Moses, so wäre die ganze Frage unnütze. Denn alsdenn wüßten wir von unserm Entstehen auf dieser Welt gar nichts, und müßten uns mit zerstreuten, unvollkommnen, und höchstens nur wahrscheinlichen Erzählungen, zufrieden stellen, und unsere Schlüsse so gut als möglich machen. Wir haben aber einmal bey ihm einen Leitfaden, der uns aus dem großen Labyrinth herausführt, warum wollen wir ihn nicht begierig ergreifen? Die Art und Weise, wie von Gott unterrichtete Menschen sich bis zum Grade der Wildheit erniedrgen können, die Zeit, wenn es geschehen, läßt sich freylich nicht bestimmen. Das aber läßt sich, nach meiner Meynung, daraus folgern, daß die Nachkommen Adams alsdenn, wenn sie zu Wilden worden, als ausgeartete Kinder von ihrem Stammvater, und den ersten Menschen, zu betrachten sind.

Meine Absicht ist zwar niemals gewesen, meine allgemeine Betrachtungen durch einzelne Beyspiele zu erläutern. Ich wollte diese Beschäfftigung meinen Lesern überlassen, und ihnen Muße geben über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit meiner Beobachtungen nachzu-

denken. Mein Tadel des Mißbrauchs der Philosophie in der Geschichte schien mir aber doch einen nähern Beweis zu erfordern, den ich nicht besser, als durch ein Beyspiel führen kann. Das Ansehen, welches die philosophischen Untersuchungen des Hrn. von P. über die Aegypter und Chineser, und über die Amerikaner, sich in unsern Tagen erworben haben, mußte mich nothwendig zu deren Durchlesung antreiben. Ich lernte die Untersuchungen über die Aegypter und Chineser zuerst aus den deutschen Merkur kennen, und fand nachgehends, daß der Recensent die Vorrede getreulich abgeschrieben hatte.

Niemand wird dem Verfasser eine ausgebreitete Kenntniß, und eine Stärke des Verstandes absprechen, die sich in seinem Werk nur allzumerklich äußert. Unterdessen finde ich doch, mit seiner Erlaubniß, in seinen zu gewagten Sätzen, und in den nicht allemal mit historischen Gründen bestätigten Voraussetzungen, eine etwas übertriebene Anwendung der Philosophie auf die Geschichte. Er hat sich die Liebe zum Vernünfteln zu sehr verleiten lassen, um Facta durch Schlüsse als gewiß zu bestimmen, wo ihn die historischen

Nach-

Nachrichten verlassen haben. Sollte er nicht zuweilen den Einwurf bey sich selbst gefühlt und aus Liebe zum Raisonnement unterdrückt haben, daß man die Facta in der Geschichte nicht durch philosophische Probleme, so wie etwan in der Mathematik, verborgene Wahrheiten durch die Algeber herausbringen könne? Sollte diese Methode allgemein geltend gemacht werden; so wird alle Mühe, zwey sich widersprechende Geschichtschreiber mit einander zu vergleichen und zu vereinigen, auf einmal unnütz, und eine völlig überflüßige Beschäfftigung. Denn es kommt sodann nur auf die Laune an, in der sich die Philosophie bey uns befindet, um diesem oder jenem Geschichtschreiber, welchen wir wollen, allen historischen Glauben abzusprechen. Und nun zu einigen einzelnen Beyspielen.

Herr von P. tadelt in seinen Untersuchungen über die Aegypter und Chineser auf der 22. S. der deutschen Uebersetzung den Marsham, daß er um die ungeheure Anzahl der Könige in Aegypten der Wahrheit gemäß einzuschränken, angenommen, daß vier oder fünf Könige auf einmal zugleich regieret hätten. Der Raum des Landes scheint ihm zu

klein zu seyn. Ich will hier nicht untersuchen, ob er, oder diejenigen, denen er zu folgen vorgiebt, nicht den Raum dieses Landes etwas zu klein gemacht habe. Einem Mann aber, der sein Augenmerk der Geschichte so entfernter Zeiten widmet, hätte doch wohl beyfallen können, daß ein mäßiger Strich Landes, und oft eine einzige Stadt, damals genug war, dem Besitzer davon den Namen eines Königes beyzulegen. Die Geschichte des Mosis hätte ihn belehren können, daß in einem noch kleinern Bezirk als Aegypten, fünf Könige gewesen, die es dem Herrn von P. gewiß übel genommen, und ihn vielleicht gar bestraft haben würden, wenn er ihnen diesen Ehrennamen absprechen wollen. Freylich waren es keine Könige von Frankreich. Ihre Länder aber verdienten doch wohl den Namen eines Königreichs, so gut, als Algarbien.

Doch muß ihn überhaupt Moses ein sehr unbedeutender Schriftsteller seyn, weil er die Ursache der Verwirrung der ägyptischen Chronologie in der vorgefaßten Meynung sucht, ihre Jahrbücher nach den Jahrbüchern der Juden einzurichten. Wenn Herr von P. die Geschichte Mosis als unächt oder ungewiß ver-

verwirft, und die weltlichen Schriftsteller vorzieht; so ist hier der Ort nicht, mit ihm über diese Sache zu streiten. Ist es aber gewiß, daß die weltlichen Scribenten von alten Sachen nichts wissen, und was sie davon lallen, entweder aus den Schriften Mosis erbettelt, oder aus einer mit vielen Fabeln angefüllten Tradition erhalten habe. S. Gundling. P. XXXIX. S. 314. so ist wohl nichts natürlicher, als der Versuch die weltliche Geschichte mit der Geschichte des jüdischen Volks, in einen Zusammenhang zu bringen, und die Zeitrechnung der einen aus der andern zu verbessern: Und was geben uns denn diejenigen, so solches nicht wollen geschehen lassen, vor ein ander Mittel an die Hand, das Dunkele in der Geschichte aufzuklären?

Zweytausend Jahr vor unserer Zeitrechnung sollen nach dem Herrn von P. die Aegypter schon in allen Arten von Edelsteinen geschnitten haben; hieraus folgte ein hohes Alterthum dieses Volks, weil diese Kunst schon ein policirtes Volk voraussetzt, und Jahrhunderte verfließen mußten, ehe die Aegypter an diese Kunst gedacht haben. Daß die Steinschneiderey, wenn auch, wie bey andern

Kün-

Künsten, ihr Anfang ein Werk des Zufalls gewesen, schon große Kenntnisse voraussetzt, ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen. Woher kann aber der Herr von P. diesen angenommenen Zeitpunct beweisen? Gogwet vom Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften, 2. Th. 2. B. Cap. 3. Art. 3. bleibt bey den Zeiten Mosis stehen, ohngeachtet es allerdings wahrscheinlich ist, daß die Kunst Edelsteine zu schneiden, noch vor den Zeiten dieses Herführens der Juden bekannt gewesen. Laßt uns mit dem Herrn von P. annehmen, daß im zweytausenden Jahre der Welt diese Kunst erfunden worden, so sind doch nach der Sündfluth viertehalb Jahrhunderte verflossen gewesen, wo man der Steinschneider-Kunst den Ursprung gegeben. Ein Zeitraum, der warlich groß genug, um den erstern auf ihre Vortheile so aufmersamen Völkern zu allen nützlichen Erfindungen Frist zu verschaffen. Man muß auch nicht aus der Acht lassen, daß die Welt schon bis zur grossen Sündfluth 1656 Jahr gestanden hatte, und daß mit den ertrunkenen Menschen nicht alle ihre Einsichten, Kenntnisse und Wissenschaften verlohren gegangen, vielmehr zuverläßig

läßig, mit Noah und seinen Söhnen erhalten worden. Man wollte denn aus Liebe zur Philosophie annehmen, daß Noah und seine Kinder deswegen, weil sie fromm waren, Dummköpfe gewesen sind. Man ist dahero schlechterdings genöthiget, den Fortgang der Künste und nützlichen Kenntniße nach der Sündfluth viel geschwinder anzunehmen, weil nicht mehr alles, so wie nach der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradieß, von neuem erfunden werden durfte, sondern jemand vorhanden war, der andern Unterricht geben konnte. Es kommt mir vor, daß diese Betrachtung denjenigen entwischt sey, die über die damaligen Zeiten philosophiren. Und doch hätte sie der ohngefehr hundert Jahr nach der Sündfluth unternommene Bau des Thurms zu Babel, hiervon unterrichten sollen. Wenn auch der Verfasser dadurch weiter nichts, als das Alterthum der Aegypter beweisen wollen, so kann man ihm solches ohne diesen Beweis zugeben. Denn Schukford behauptet, daß Mizraim schon im Jahr der Welt 1770. bey Aegypten, in dem nachherigen Mauritanien gelandet habe. Ich fürchte aber sehr, daß der Verfasser mit seinem

nem Beweise etwas mehr sagen, und vielleicht die ganze mosaischen Nachrichten und Zeitrechnung, unkräftig machen wollen.

Ich bin vielleicht weitläuftiger gewesen, als es der Geschmack meiner Leser vertragen wird. Es schien mir aber doch ein Beweis nöthig zu seyn, wie wenig man unsern philosophischen Geschichtschreibern trauen kann. Je größer ihre Einsichten sind, desto mehr ist Gefahr vorhanden unter ihren Schlüssen, die historische Wahrheit zu verlieren, um die sie sich doch, ihrem Vorgeben nach, beeyfern. Selbst physikalische Wahrnehmungen und Ursachen reichen nicht allemal zu, um etwas in so entfernten Zeiten wahrscheinlich oder unwahrscheinlich zu finden. Und der Schluß von der jetzigen Beschaffenheit eines Landes oder Volkes, auf das vorige, ist zu unzuverläßig, als daß dadurch etwas gewisses und festes bestimmt werden könnte.

Einem Jahrhundert wie das unsrige, wo die Wissenschaften mit so vielen Entdeckungen bereichert, und in einen blühenden Zustand versetzt worden, konnte es nicht an einer neuen Methode zum Vortrag der Geschichte fehlen. Herr Prof. Schlözer hat

hiezu

hiezu den Entwurf gemacht, und ob ich gleich nicht zu den Gelehrten gehöre, denen er die Prüfung seiner Vorschläge überlassen, so wird er mir doch erlauben, als eini Laye, meine Meynung zu sagen. Wenn seine Methode bey Abfassung einer Universalgeschichte, zur Richtschnur dienen soll, so kann ihn wohl niemand billigen, der in der Historie auf Richtigkeit, Ordnung, und Deutlichkeit siehet. Ich glaube aber, daß dieses nicht seine Absicht, sondern blos der Unterricht in der Geschichte sein Endzweck sey. Wenn nur ein Unterricht in der Geschichte mit jungen Leuten auf Schulen, oder zu Hause vorgenommen werden soll, so scheint mir diese Methode sehr geschickt. Sie lernen dadurch gerade so viel als sie brauchen, um auf Akademien den Vortrag des Lehrers zu fassen, und eine vollständigere und genauere Kenntniß der Geschichte zu erlangen. Vor dergleichen Art Leute sind allgemeine Ideen genug, da ihr Verstand noch nicht die Reife erlangt, in das besondere der Wissenschaften einzudringen. Eine solche Untersuchung bleibt billig vor ein Alter aufbewahret, welches das Feuer der ersten Jugend mäßiget. Ob aber ein Student,

welcher

welcher die Geschichte nicht blos aus Galanterie, sondern aus Neigung und Begierde hört, sich davon vollkommne Kenntniß zu erwerben, ob dieser mit so willkührlich angenommenen Zeiträumen, wobey ein Hauptstück der Geschichte, nemlich die Zeitrechnung leidet, zufrieden seyn, und seinen Endzweck erreichen könne, überlasse ich andern zur Beurtheilung.

Es ist sicherlich schwerer und gefährlicher, eine Geschichte, die man uns blos nach willkührlich angenommenen Epochen gelehret, nach der Zeit kritisch zu berichtigen; daß wir nicht den Fleiß und die geringe Mühe vorziehen sollten, gleich vom Anfange die Begebenheiten der Welt in ihrem wahren Zusammenhange, und in allen ihren Umständen zu lernen. Auch hier gilt das Sprüchwort, Unterricht und Gewohnheit werden zur andern Natur. Und demjenigen, welcher die Begebenheiten in der Geschichte mit einem zu großen Maasstabe zu messen angewöhnet worden, wird sicher ein kleinerer, ob schon richtig abgezeichneter, aus der Hand fallen, oder er weiß ihn mit jenem nicht in ein Verhältniß zu bringen.

Ueber

Ueber die schönen Wissenschaften.

Die Stelle des Cicero, Litterae juuentutem alunt &c. in welcher er die schönen Wissenschaften so ausnehmend erhebt, ist tausendmal gebraucht und ausgeschrieben worden. Wenn ein so allgemeiner Beyfall uns für die Richtigkeit der Sache, die Gewähr leisten kann, so muß hiebey nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben. Man kann derselben noch das Zeugniß des Cellar in seinen Programmen beyfügen, welches als eines ächten Kenners dieser Wissenschaften gewiß von nicht geringerm Gewicht ist. Literae humaniores, spricht er, animo alendo natae sunt, et mirifice ornando, ut ingenium percolatur, et sibi ac reipublicae uberiores fructus ferat. Inzwischen wenn dieser so sehr angepriesne Nutzen der schönen Wissenschaften nicht durchgehends erkannt wird, oder nicht allemal im practischen Leben hervorscheinen will; so verdient der Grund von dem Widerspruch zwischen dem Lehrsatz und seiner Anwendung einige Untersuchung. Entweder alle die Zeugen, die vor die Sache der schönen

Wissenschaften aufgetreten sind, haben aus Enthusiasmus geirrt, oder der Fehler liegt bey uns, und in den Gebrauch den wir von ihnen machen.

Man hat die in den Schulen bekannten humaniora, durch schöne Wissenschaften übersetzt. Die Uebersetzung ist, dem Wortverstand nach, richtig, da beyde Worte einerley Begriffe ausdrücken. Man hat aber den deutschen Begriff dadurch enger gemacht, wenn man zu den schönen Wissenschaften blos die Poesie und Beredsamkeit rechnet: da doch die Alten unter ihren humanioribus annoch die Grammatik und die Geschichte verbunden mit der Mythologie und den Alterthümern, verstanden. Ich weiß wohl, daß auch die neuern über dasjenige, was man zu den schönen Wissenschaften rechnen soll, gestritten haben. Allein man hat doch den Streit fast unausgemacht gelassen, und begnügt sich in den Lehrbüchern der schönen Wissenschaften, blos die ersten beyden abzuhandeln.

Inzwischen ist die Berichtigung dieser Frage, bey der Untersuchung, in wie weit die schönen Wissenschaften auf die höhern einen Einfluß und Nutzen haben, von der äußer-

sten

sten Wichtigkeit. Ich ziehe den Vortheil, der uns aus der Poesie und der Beredsamkeit überhaupt zufließt, keinesweges in Zweifel; daß er aber in höhern Wissenschaften und tiefern Kenntnissen von derjenigen Größe sey, daß er die, in den bekannten Gemeinörtern, den humanioribus gegebenen Lobsprüche, verdiene, kann ich mich sogleich nicht überreden lassen. Es ist wahr, indem sie unsern Witz und Einbildungskraft stärken, so verbreiten sie über unser Studiren eine gewisse Art von Leichtigkeit und Anmuth, und unsere Seele empfindet die sinnlichen Eindrücke mit einer Lebhaftigkeit, die bey einer fortgesetzten Uebung zur Fertigkeit wird, und sich über alle Gegenstände verbreitet. Man muß aber nicht vergessen, daß diese beyden Seelenkräfte, zu unserer vollkommnen Einsicht zwar unentbehrlich, aber nicht mächtig genug sind, uns vor Irrthümern zu bewahren, wenn sie in ihren Würkungen nicht durch den Verstand geleitet werden. Will man also den Einfluß und den wahren Nutzen der schönen Wissenschaften auf unsere höhere Kenntnisse, bey denen der Verstand vorzüglich arbeiten muß, blos in der Entwickelung und

der Stärkung unserer Seelenkräfte bestimmen, so sehe ich nicht ab, was uns hindern sollte auch die Mattheſis in die Classe der schönen Wissenschaften zu setzen, die eben das vor den Verstand, was diese vor den Witz und die Einbildungskraft leistet.

Ich weis nicht, ob unsere Baumeister der Lehrgebäude über die schönen Wissenschaften, mit mir sehr zufrieden seyn werden. Es ist mir aber um die Wahrheit zu thun; und bey dieser Untersuchung räume ich alles aus dem Wege, was mich im Gehen verhindert. Wenn man einer Sache einen Einfluß oder Nutzen auf eine andere zueignet: so muß die eine entweder die Vorbereitung seyn, oder die Mittel an die Hand geben, die andere leichter und vollständiger zu behandeln, und zu fassen. Dieses ist evident, und von allen denen angenommen worden, welche den wechselseitigen Einfluß aller Wissenschaften gezeiget haben. Wenden wir diese Bemerkungen auf die Poesie und Beredsamkeit einzig und allein an; so finden wir, wie mich dünkt, ihre Unzulänglichkeit, und ich bin überzeugt, daß der Beweis des Gegentheils unmöglich sey. Was bleibt daher übrig als das Resultat;

daß,

daß, um den Nutzen der schönen Wissenschaften auf die höhere Theile der Gelehrsamkeit zu behaupten, man sie wie die Alten claßificiren, und nicht blos auf die Beredsamkeit und Dichtkunst einschränken müsse.

Hierüber weitläuftige Beweise zu führen, wäre höchst überflüßig und verriethe ein Mißtrauen in die Erleuchtung unserer Zeiten. Es ist gewiß keine sogenannte höhere Wissenschaft mehr übrig, in welche nicht der Einfluß der humaniorum, theils gelegentlich, theils in besondern Schriften bewiesen worden. Man hat diese Beweise allemal mit Vergnügen gelesen; und ich glaube auch noch gegenwärtig, daß sie in verschiedenen Büchersammlungen der Gelehrten des jetzigen Zeitalters vorhanden seyn werden, gesetzt auch, daß man sie nur, so wie die alten Familiengemälde aufbehält. Man darf aber auch nur die Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften, und die Beschaffenheit der Zeiten, so vor ihr vorher gegangen sind, vor Augen haben, um aller andern Beweise, die ins Besondere gehen, zu entbehren. Witz und Scharfsinn durch einen natürlichen Hang zu Spitzfündigkeiten genährt, waren

die Eigenschaften eines Gelehrten, mit welchen er sich in das Feld der Wissenschaften wagte, und die dunkeln Stellen in den Schriften der Alten, durch mühsame Untersuchung und Herbeyziehung fremder Gegenstände aufzuklären suchte; dadurch aber freylich, anstatt die Wahrheit zu finden, blos seine eigne Träumereyen ans Licht brachte. Ihm mangelte in der That an seinen Fähigkeiten weiter nichts, als die Kenntnisse derjenigen Wissenschaften, welche die Griechen durch eine glückliche Revolution nach Italien brachten, und dadurch zum zweytenmale die allgemeinen Lehrmeister wurden.

Kaum hatte man sich mit diesen Kenntnissen bereichert, so empfand man die vorige Armuth. Und man sahe, daß man sich vergeblich bemühet hatte, den Mangel durch eignes Nachdenken zu ersetzen; welches so lange unvollkommen bleiben mußte, als die Hülfsmittel solches auf den richtigen Punct zu leiten, noch im verborgenen lagen. Man spürte sogleich den Nutzen, der mit der Anwendung der schönen Wissenschaften unzertrennlich verbunden, und auch da noch vorhanden ist, wenn man ihn nicht sehen will.

Tausend

Tausend unrichtige Sätze und Resultate in den Wissenschaften wurden ausgemerzt; und man bekam sogleich die Waffen in die Hand, die Unwissenheit aus den Grenzen des Reichs der Gelehrsamkeit zu vertreiben, und die Wege zu reinigen, die mit Scholastischem Wust angefüllt waren. Die Theologie und Jurisprudenz genossen davon die ersten Früchte in ihrer Reinigung; und Leo der Zehnte dachte damals, als er die Griechen beschützte, gewiß nicht daran, daß er zu einer seinen Nachfolgern furchtbaren Erleuchtung des menschlichen Verstandes, Gelegenheit gab. Kaum war der Anfang gemacht, als sich alle großen Geister vereinigten, in den Wissenschaften die glückliche Reformation zu befördern, welche dem Menschen bessere Einsichten verschaffte; und unsere Zeitgenossen haben in den Bemühungen ihrer längst entschlafenen Väter, die Gründe zu suchen, warum sie sich und ihre Zeiten für erleuchtet preisen können. Die gemachten Entdeckungen eines Cujaz, von dem wahren Verstande der römischen Gesetze, brachten uns auf die Spur von deren Geist. Diesen Geist bekam nachher ein Montesquieu in seine Gewalt, welcher ihn mit dem Geiste der

übrigen Gesetze bekannt machte, den seine Nachfolger zwar ebenfalls sehen wollten, hingegen da sie blos den Mantel des Propheten erhalten hatten, nicht zu Geistersehern geschaffen waren. Man lacht heut zu Tage über die Lehrer der Politik des vorigen Jahrhunderts, wenn sie zu Bestärkung ihrer Sätze die vermoderten Römer und Griechen anführen: und man bedenkt nicht, daß wir von ihnen den wahren Gebrauch der Geschichte gelernt haben.

Ich bin vielleicht schon zu weitläuftig gewesen, eine Sache zu beweisen, die eigentlich keines Beweises bedarf. Inzwischen scheint doch die decies repetita in unsern Tagen nöthig zu seyn, um das placebit wieder in Gang zu bringen. Denn trotz alles Eyfers, die Hochachtung der schönen Wissenschaften allgemein zu machen, bleibt dennoch eine große Anzahl bey aller Lebhaftigkeit der Beweise unempfindlich, und betrachten den Mann, der sich ihnen weiht, nicht viel besser als einen angehenden Bettler, der auf sein Alter dem gemeinen Wesen zur Last wird. Die, so noch am gelindesten davon urtheilen, bedauern die Zeit, die man zu Kenntnissen verschwendet,

die,

die, nach ihrer Meynung, zu nutzbarern Arbeiten angewendet werden sollen. Wer Gelegenheit hat mit Personen, von verschiedenen Alter, Sitten und Caracter, umzugehen, wird sich selbst von der Würklichkeit dieser gefällten Urtheile überzeugen können. Die Erfahrung wird ihn lehren, daß noch ganze Provinzen sind, von Städten will ich gar nichts sagen, wo die schönen Wissenschaften sich nicht viel besser, als in ihrem ersten rohen Zustande befinden, wofern sie nicht gar noch von der Unwissenheit versteckt gehalten werden. Der Fehler hievon liegt allerdings in der Erziehung, und in der ersten Art des Unterrichts unserer Jugend; größtentheils aber auch darinnen, daß sich viele zum Stndiren bestimmen, oder bestimmen lassen, die von der Natur zu einer ganz andern Lebensart ausersehen worden. Wie wollen Leute, die in den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit, wozu die schönen Wissenschaften schlechterdings gerechnet werden müssen, nicht gehörig unterrichtet worden, jemals die Einsicht erhalten, ein richtiges Urtheil zu fällen? Die Erinnerung an die schmerzhafte Empfindung von der Ruthe, unter der sie ihr bißchen Küchenlatein

gelernet haben, muß ihnen noch in späten Jahren einen Ekel verursachen, der in der Verachtung desjenigen, was sie nicht verstehen, seinen Ausbruch findet.

Eigentlich verdient diese blinde Rotte gar nicht, daß man sich mit ihr abgiebt. Sie ist sogar unter allem Mitleid. Es ist aber noch eine andere Classe solcher Verächter der schönen Wissenschaften, die um deswillen verführerisch ist, weil sie bey ihren sonst guten Einsichten in andere Kenntnisse, viele zum Beyfall verleiten kann, die noch zu unreif sind, den wahren Werth eines Dinges zu beurtheilen. Man kann ihnen nicht vorwerfen, daß sie in ihrer Jugend keinen hinlänglichen Unterricht in den schönen Wissenschaften gehabt, oder solchen verabsäumt hätten. Sie haben sich aber, in der Folge der Zeit, von der Mode hinreißen lassen, welche gewisse Kenntnisse auf den Thron erhoben, die unter dem prächtigen Titel, practische Wissenschaften, auf dem Erdboden, eine gar ansehnliche Figur machen. Bey der Leichtigkeit, womit sie diese practischen Künste gefaßt, haben sie den wohlthätigen Einfluß vergessen, den die schönen Wissenschaften gehabt haben. Sie

denken

denken nicht mehr daran, daß sie durch diese, zu höhern Kenntnissen vorbereitet, daß ihr Verstand dadurch gestärkt worden, in kurzer Zeit zweitere Schritte in den Wissenschaften zu machen, als diejenigen, so dieser Vortheile beraubt gewesen. Es ist ein allgemeines Vorurtheil des Alters, daß es auf die Beschäfftigungen in der Jugend mit allzuvielem Stolz herabsieht. Ein Tanz muntrer Jünglinge kommt ihm abgeschmackt vor, weil er es nicht mehr weiß, oder wissen will, daß ihm der Unterricht des Tanzmeisters gehen gelernt hat. Das glückliche Gedächtniß, welches den Alten gemeiniglich die Vorfälle der ersten Jugend zurück ruft, unterhält sie nur mit ihren Schwachheiten und Irrthümern. Da sie aber sich nicht mehr der Stufenfolge ihrer Kenntnisse deutlich erinnern können, auch ein Nachdenken hierüber ihnen zu mühsam wird; so ist nichts leichter, als daß sie solche Beschäfftigungen, die zu bessern Einsichten anleiten, nunmehro für überflüßig halten, da sie diese Einsichten selbst schon besitzen. Solche Urtheile werden zu plötzlich gefällt, als daß sie wahr seyn sollten, und man vermißt überall den Beobachtungsgeist. So wenig es

möglich

möglich ist, in 24 Stunden ein Pfropfreiß zum Baume wachsend zu machen; so unmöglich ist es auch, der Jugend Kenntnisse beyzubringen, zu deren Eindrücken ihre Seele noch gar nicht geschickt ist. Man darf nur auf die Entwickelung unserer Seele, von der ersten Kindheit an, Achtung geben, so wird man nirgends einen Sprung, sondern blos eine successive Entstehung der Begriffe wahrnehmen. Unsere einsichtsvolle Psychologen haben aus diesen Wahrnehmungen die richtigsten Vorschriften für den Unterricht der Jugend abgezogen. Daß diese Vorschriften nicht durchgehends befolgt werden, schadet ihrer Richtigkeit nichts. Es kommt hier auf die Leichtigkeit an, womit man der Jugend die Kenntnisse beybringt, und auf die Wahl der Methode einen Begrif aus dem andern entstehen zu lassen. Und es ist die Frage um den kürzern und gebähntern Weg, sie zu den Wissenschaften zu führen, ohne sie beständig über Steine und Klüfte springen zu lassen. Auf diesem Wege aber stellen sich die schönen Wissenschaften dar, um den Witz und die Einbildungskraft des Jünglings zweckmäßig zu beschäfftigen. Um in spätern Jahren den

Verstand

Verstand zur Reife zu bringen, müssen die untern Seelenkräfte frühzeitig gewartet werden. Man würde die Stufenfolge unserer Erkenntniß zerstören, und eine gänzliche Verwirrung veranlassen, wenn man der Stimme derer folgen wollte, die bey der beständigen Berufung auf den Verstand, zu vergessen scheinen, daß die Seele auch andere Kräfte habe, deren Ausbildung schlechterdings nothwendig ist, um ein vollkommnes Ganzes zu machen.

Meine Leser werden mir diese kurze Declamation verzeihen, die ich aus Enthusiasmus für die schönen Wissenschaften, hier angebracht habe. Man schreibe es, wenn ich mich zu lange dabey aufgehalten, auf die Rechnung des Aergernisses, daß ich bey Anhörung solcher elenden Urtheile gar oft empfinden, und verschlucken müssen, wenn ich es der Mühe nicht werth hielt, Leute zu widerlegen, die keine Grundsätze wissen, und zum Empfinden zu stumpf sind. Ich werde kein Wort mehr von ihnen sagen, vielmehr nunmehro meine eigne Vertheidigung übernehmen. Ich habe zu Anfang dieses Abschnitts angemerkt, daß man nicht recht gethan, wenn man den Begrif, den sich die Alten von den schönen

Wissen-

Wissenschaften, oder den humanioribus machten, zu enge, und bloß auf die Beredsamkeit und Poesie einschränken will. Ich fürchte dadurch mir den Verdacht zugezogen zu haben, als ob ich aus Liebe zur alten Litteratur, der Beredsamkeit und Poesie, einen Theil ihres so allgemein erkannten Werthes rauben wollte. Wer mich aber recht verstanden, wird diesen Verdacht ungegründet finden.

Wenn ich gewünscht, daß man den Begrif der schönen Wissenschaften, weiter ausdehnen, und demjenigen ähnlich machen möchte, den man von den humanioribus gefaßt hat: so ist es ja klar, daß ich vielmehr einen vollständigen Begrif, als eine Trennung eines oder des andern Theils verlange, der den Cörper der Humaniorum ausmacht. Gehören nun die Rhetorik und Poesie unwidersprechlich dazu, so ist es wiederum offenbar, daß ich niemals ihnen einen Werth entziehen wollen, der ihnen von ewigen Zeiten her eigenthümlich zugestanden worden. Ich bin überzeugt, daß diese Wissenschaften am besten vermögend sind, unsern Witz zu verfeinern, unsere Einbildungskraft zu erhöhen, unser Genie überhaupt zu erweitern, und dadurch

durch in uns die Fähigkeit zu erwecken, die man Geschmack nennt. Der Mangel dieser Kenntnisse zeigt sich gar bald durch den Ausbruch einer rohen Gedenkungsart.

Von der Beredsamkeit kann kein Zweifel entstehen, da uns die Geschichte häufig von den großen Würkungen unterhält, die sie hervorgebracht hat. Sind gleich diese Vortheile in unsern Tagen etwas seltner worden, so haben sie sich doch sicherlich nicht ganz verlohren. Und es geschieht mehr aus Bequemlichkeit, wenn man sich zu bereden sucht, daß die Zeit, wo ein ganzer Staat, durch die Stärke eines Redners erhalten, und zu grossen Entschlüssen ermuntert werden könne, gänzlich vorbey sey. Noch immer könnte sie sich von einer erhabnen Seite, und in ihrer Würde zeigen, wenn gleich der Redner nicht mehr pro roſtris auftreten, und zu einer Versammlung von hunderttausend Bürgern reden kann. Man hat ja noch heut zu Tage zwischen Staatsschriften, die mit Geschmack, und denen so in einer osciſchen Sprache geschrieben sind: zwischen Predigten, die den Zuhörer überzeugen, indem sie ihn rühren, und solchen, wo er bey einen lauten Geschwätz

schwätz kalt bleibet, einen großen Unterschied. Man kann sich bey der Klage über den Verfall der Beredsamkeit, und dem gänzlichen Mangel an Begebenheiten, wo sie sich in ihrer Größe zeigen sollte, mit den Gründen trösten, die Young den Seufzern über Mangel an Originalgenies entgegen stellt.

Und so ist es auch mit der Poesie; die unsere Tage, welche wir frey von Geschäfften, den Musen widmen, verschönert. Ihre Bilder, ihre auf die Empfindung treffende Beweise und Ausdrücke haben auf unsere Seele einen Reiz der sie erheitert, und mit sich selbst gleichsam zufriedner macht. Ich nehme hier auch nicht eine Art von Gedichten, und nur blos diejenigen aus, so wider das ausdrückliche Verboth der Musen gefertiget sind. Man hat heftig vor und wider die Gedichte von Wein und Liebe, und andern süssen Tändeleyen, gestritten, ohne die eine und die andere Parthey überzeugen zu können. Denjenigen, so sie bis in die Hölle geworfen, hätte man von ihrem dicken Blut etwas abzapfen, und denen, so sie bis in Himmel erheben, in ihr ätherisches Blut etwas von dieser dicken Masse, einflößen sollen.

Beyde

Beyde hätten sich sodann vereiniget, ihren Streit fahren lassen, und, nicht eben alle Tage, doch zuweilen in einer Laube von Rosen, oder Rheinweyde, so wie sie gerade bey der Hand war, redlich mit einander gezecht. Daß es einem Dichter verboten, oder unanständig seyn sollte, die frohen Aufwallungen der Liebe, die Annehmlichkeit des Weins, die süßen Empfindungen eines unschuldvollen Lebens, wobey freylich keine Entwürfe zur Verbesserung der Regierung, oder der Gewerbe, sondern nur Tändeleyen vorkommen, zu schildern, kann ich mit der allertranscendentalsten Vernunft nicht einsehen. Er hat den Beyfall aller Musen, von Anakreons bis auf unsere Zeiten vor sich. Wer heißt es aber den funfzig- und sechszigjährigen Richtern des guten Geschmacks, solche Lieder in die Hand zu nehmen, die vor sie gar nicht geschrieben sind? Warum wissen sie nicht, daß ihre Zunge zu rau ist, um solche niedliche Gerichte zu schmecken. Verwirft man aber diese Lieder aus Furcht, daß sie verführen möchten, so ist dieses weiter nichts als ein Popanz, womit die Ammen nur die Kinder schrecken können. Denn noch nie hat man wohl ei-

nen Trinkenbold mit den Liedern des Anakreons taumeln, oder einen Wollüstling, mit der Sapho in der Hand, in ein Haus der Wollüste hüpfen sehen. Die sinnlichen Empfindungen, die allenfalls diese Lieder erwecken könnten, sind vor diese Automaten zu fein, die blos nach thierischen Instincten handeln. Könnten aber ihre Begierden durch dergleichen Lieder mäßiger, und ihre Empfindungen feiner gemacht werden; so muß man es ja dem Dichter vielmehr Dank wissen, daß er Thiere zu Menschen umgeschaffen hat. Der Dichter hat keine Schuld, daß man das zärtliche Gefühl der Freuden nicht mehr hat, das er schildert. Er thut was er kann; und schreibt das nieder, was er in einer unverderbten Natur gesehen hat.

Die ernsthaften Wächter der guten Sitten haben ausserdem gewisse Gedichte, in welchen eine etwas zu bequeme Moral geprediget worden, mit Seufzern beobachtet. Wie es gemeiniglich geht, so haben sie weder ganz recht, noch ganz unrecht. Denn da viele Moralisten bey ihren Vorschriften zu vergessen scheinen, daß sie von Menschen befolgt werden sollen; so war es vielleicht gut, daß die

schwache

schwache menschliche Natur von andern in ihrem wahren Lichte dargestellt würde. Man ist mit vielen unserer Fehler zu strenge verfahren; indem man sie theils über die Gebühr vergrößert, theils die Quelle nicht untersucht hat, aus der sie entstanden sind. Man hat nicht genug überlegt, daß ein jeder Mensch, in dieser und jener Stellung, unter diesen und jenen Umständen und Einsichten, eben diese Fehler begehen mußte, wenn er nicht ein Engel war. Das Wesen aller Wesen, welches die Menschen grade so schuf wie sie sind, betrachtete ohne Zweifel, nach seiner Barmherzigkeit, diese Vergehungen mit Mitleiden. Wir sollten uns hieran ein Beyspiel nehmen, und zwar dafür warnen, sie aber nicht anathemasiren. Unterdessen gehört alles dasjenige, was man mit Grunde wider solche Gedichte oder Romane erinnern kann, eigentlich nicht hieher; indem der Verfasser keinen andern Endzweck gehabt, als sein System der Moral der Welt darzulegen. Ob er nun dieses durch Axiomen und Syllogismen, oder durch Bilder gethan, ist in der That einerley. Hat er zu Einkleidung seiner Gedanken die Poesie erwählt, so hat ihn viel-

leicht nur die Form am bequemsten dazu geschienen. Das einzige, was die Gefahr einer Verführung vergrößern könnte, wäre allenfalls dieses, daß in unsern Tagen die Romane und Gedichte am häufigsten gelesen werden, und unter tausend Menschen, die auf den Verstand Anspruch machen, bey neunhunderten die einzige Gelehrsamkeit ausmachen. Ich sollte aber beynahe meynen, daß diese neunhundert bereits so verdorben sind, daß ihr Uebel durch das zu feine Gift jener Gedichte, nicht sonderlich mehr vergrößert werden könne.

Sollte aber nicht dem ohngeachtet von unsern Dichtern weniger getändelt werden? Das ist nun so eine Frage, die ich nach meiner Empfindung mit Ja beantworten muß. Die ewigen Künsteleyen mit Rosen und Jasminen und andern Blumen; die unaufhörliche Mühe, die man den Amor macht, sich bald hinter dieß, bald hinter das zu verstecken, und wobey er wie ein kleiner Narr immer herumspringen muß, sollte doch billig etwas eingeschränkt werden. Denn sonst wird man alle Blumen, so wie der Gärtner, der zu viel damit künstelt, verderben; und

zuletzt,

zuletzt, da, wo man sie zu einem Fest am nöthigsten braucht, keine frische mehr haben, und sich blos mit abgetrockneten behelfen müssen: und Amor, wenn man seine Erscheinung am ängstlichsten erwartet, für Geschwulst an Armen und Füssen weder fliegen noch gehen können. Das wäre vor die armen Menschenkinder ein trauriges Schicksal: Man hätte es aber auch verdient.

Ueberhaupt kann ich den Hang unserer Dichter nicht so recht billigen, daß sie sich so gern in Zeiten versetzen, die sie wegen der großen Entfernung nicht recht kennen. Homer, Theocrit, Anakreon, Virgil, Horaz, Catull, Tibull und Properz, schrieben vor ihre, und nach den Sitten, ihrer Zeiten. Und wir wollen die Zeiten und Sitten nach unserer Einbildung zwingen. Ich weiß wohl, daß man es mit der Nachahmung der Alten, welche die Natur genau ausgedrückt haben, entschuldiget. Alles wohl erwogen aber, schilderten sie immer nur die Natur ihrer Zeiten. Und wir, wenn wir sie nicht sclavisch, sondern in dem Gange ihres Geistes nachahmen wollten, sollten die Natur in unsern Tagen mit dem forschendem Blick betrachten,

mit dem sie die ihrige durchschauten. Freylich ist es gut, wenn man dabey den Menschen, wie er aus dem Schooß der Mutter Natur hervorkam, nicht ganz aus dem Gesichte verliehrt. Ihn aber völlig so zu setzen, reichen alle unsere Perspective, wegen der zu großen Entfernung, nicht zu. Patriarchen und Theokrits Schäfer würden beym Lesen dieser Lieder gewiß nicht verstehen, daß man von ihnen reden wollte, vielmehr nach der Lage des Landes fragen, das dergleichen Einwohner ernährte?

Der Abt Plüsche in seiner Geschichte des Himmels, vergleicht diejenigen, so blos schöne Stellen aufsuchen, und ihr Leben mit angenehmem, aber nichtigem Tande hinbringen, mit solchen, die große Meister im Schach oder Trictrac zu werden suchen. Seine Gedanken, die er vom Werth der schönen Wissenschaften, und ihrem Gebrauch heget; seine Furcht vor der Gefahr und dem Schaden, die er äußert, wenn man in dem Studiren der schönen Wissenschaften, blos bey dem bleibt, was den Geschmack angehet: dürfte vielleicht manchen Kenner bewegen, auf die Seite der Kunstrichter zu treten, die seine ganze Geschichte

schichte des Himmels für einen bloßen philosophischen Roman halten. Unterdessen würde immer die Widerlegung dieser Anmerkungen schwer, und wenn man sie im Zusammenhange betrachtet, vielleicht unmöglich werden. Allerdings bleiben, außer der Bildung des Geschmacks, noch andere und wichtige Kenntnisse übrig, die jener zu keiner Zeit aufgeopfert werden müssen. Man überschreitet die Natur der schönen Wissenschaften, wenn man sie an die Stelle derjenigen setzt, wozu sie theils die Vorbereitung, theils die Hülfsmittel seyn sollen, sie zu verschönern, und unsere Einsichten darinnen vollkommen zu machen. Ein bloßer Witzling bleibt allemal ein unbrauchbarer Mann. Er hat zu viel Saft, um lauter fruchttragende Zweige zu treiben. Der Witz muß nur gerade so viel Lebhaftigkeit erhalten, als zu Aufklärung des Verstandes erforderlich ist, und damit ihn die gesunde Vernunft noch in Schranken halten kann. Inzwischen zeigt die Erfahrung, daß der Glanz des Witzes viele so verblendet hat, daß das Gründliche in den Wissenschaften dabey verlohren gegangen. Um das Lob eines schönen Geistes zu verdienen, bemüht man

sich, aber nicht, diesen Namen in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Diese Nachläßigkeit erzeugt den Verlust der Litteratur; und dieser den Mangel gründlicher Gelehrten.

Wenn Alembert in seinen Betrachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch der Philosophie in Dingen, die den Geschmack betreffen, gleich zu Anfange sagt, daß der philosophische Geist in den schönen Künsten und Wissenschaften, es gewagt habe, unsere Vergnügungen zu zergliedern, und alles, was der Gegenstand des Geschmacks ist, der Untersuchung zu unterwerfen; so verdient dieses in der That eine genauere Erwägung, zumal wenn eben dieser Verfasser anführt, daß dieser philosophische Geist in den andern Wissenschaften grade die entgegengesetzte Würkung gethan habe. Die historische Wahrheit dieser Anmerkung wird durch die Erfahrung bestätiget. Wir können uns noch gar wohl der Zeiten erinnern, wo man eine Logik der sinnlichen Empfindungen vor ein Unding hielt. Die Urgroßväter des guten Geschmacks scheinen sie gekannt zu haben; und Baumgarten hat dahero eigentlich nichts neues, als die Forme erfunden.

Man

Man hat schon längst die Beobachtung gemacht, daß nach den Graden, als sich die Lehrbücher für den Unterricht in den schönen Wissenschaften vermehrten, sich die Anzahl der schönen Geister vermindert habe. Das Genie hat zu allen Zeiten gewisse Fesseln verabscheuet, und die Vorschriften lieber aus seinen eignen als fremden Empfindungen genommen. Homer schrieb seine Epopee so hin, wie sich alles seiner Einbildungskraft vorstellte, und niemals konnte ihn der Gedanke beyfallen, daß seine Iliade einen Stof zu so vielen Bänden von Regeln über die Epopee abgeben werde. Dieses hatte er mit andern großen Geistern gemein, die sich gewiß nicht bekümmerten, ob sie von dem Gang ihrer Ideen sich oder andern Rechenschaft geben könnten. Sie wurden von ihren Zeitgenossen bewundert, die ihren Ruhm endlich bis auf uns gebracht haben. Es scheint auch schlechterdings unmöglich zu seyn, mit der Aesthetik in der Hand, ein Pindar zu werden, da der Unterschied zwischen der Hitze der Empfindung, und einer kalten Zergliederung, so erstaunlich groß ist, und eine ganz getrennte Verfassung unserer Seele erfordert.

Ich sage dieses nicht, um alle Regeln dadurch unnöthig und unkräftig zu machen. Das Genie muß einen Faden haben, an dem es sich, bey der Gefahr einer Verwirrung, halten kann. So wie aber zwischen einem Faden und Fesseln ein Unterschied ist, so behutsam muß man verfahren, um keine Regeln zu machen, die eine ganz entgegen gesetzte Würkung verursachen. Vor den Philosophen, der sich bestrebet seine Seele, und alle ihre Ideen, und den Gang derselben, so vollständig als möglich zu erkennen, ist eine genaue Zergliederung der Empfindung schlechterdings nothwendig. Ja vielleicht hat man es dieser Zergliederung zuzuschreiben, daß man würklich in diesem Puncte mehr sieht, als unsere Vorfahren. Ob aber die philosophischste Erkenntniß des Schönen, selbst zu der Zeit, wenn wir die deutlichsten Begriffe davon haben, uns in Stand setzen könne, auch ein Product hervor zu bringen, an dem man den Gebrauch dieser Ideen erkennen könnte, zweifle ich gar sehr. Abstract und sinnlich zugleich zu denken, ist einem so eingeschränkten Geist, als unsere Seele ist, nicht möglich. Die Erfahrung überzeugt uns selbst, daß das-

jenige,

jenige, so wir als schön, sinnlich empfunden haben, vor unsere Sinne schön zu seyn aufhört, sobald wir darüber metaphysisch nachzudenken anfangen. Das Vergnügen, das wir sodann noch immer unter währendem Nachdenken empfinden, ist kein sinnliches mehr, sondern entsteht mehr aus den geistigen Betrachtungen, die uns der Kenntniß der Seele näher bringen, oder aus der Freude über die Kraft eines Geistes, der die ersten Eindrücke zu seiner Entwickelung, aus einem Cörper erhalten mußte, der dem Ansehen nach, nur zu vegetiren bestimmt zu seyn schien.

Unterdessen wollte ich doch nicht, daß unsere Philosophen diese Beschäfftigungen ganz unterließen. Die Psychologie wird allemal dabey mehr gewinnen, wenn sie fortgesetzt werden. Nur wünschte ich, daß man solche nicht vor arbeitende Genies bestimmte, sondern nur denen in die Hände gäbe, deren Pflicht es ist, über die Arbeiten anderer nachzudenken und zu urtheilen. Jene können davon keinen Nutzen haben, als höchstens alsdenn, wenn der Strom ihres Witzes allzuweit aus den Ufern tritt, und fruchtbare Felder überschwemmt. Aber auch alsdenn noch

muß

muß der Damm mit Behutsamkeit gesetzt, und der Strom nicht auf einmal zurück getrieben werden. Es ist gewiß von mehrerm Nutzen vor junge Genies, wenn sie durch die Vorhaltung guter Muster sehen, wie sie denken sollen, gesetzt auch, daß sie ziemlich spät erst lernen, warum sie so denken müssen. Man füge diesen Mustern Vorschriften bey, die sich durch ihre Leichtigkeit annehmlich machen; und die selbst schon gleichsam das Schöne bey sich führen, das sie hervorbringen sollen. In Absicht auf den wahren Gebrauch in diesem Stücke, ist der unphilosophisch scheinende Batteux dem speculativen Aesthetiker unendlich weit vorzuziehen. Seine Nachahmung der Natur mag nun entweder kein Grundsatz seyn, oder als Grundsatz nicht auf alle schöne Wissenschaften passen; so gilt mir das in der That sehr gleich, wenn ich durch die Befolgung seiner Regeln nur meinen Endzweck erhalte. Und kommen wir nicht am Ende alle bey der schönen Natur zusammen? In Absicht auf den practischen Nutzen, ist mir allemal der Wegweiser der liebste, der mich am geschwindesten dahin bringt, wo ich seyn will.

Bey

Bey dieser Gelegenheit, wird eine Warnung überhaupt nicht vergebens seyn, daß wir aus dem philosophischen Geist nicht ein Gespenst machen möchten, das uns überall verfolgt. Je rühmlicher es ist mit diesem philosophischen Geiste alles zu betrachten, und dadurch unsere Begriffe und Handlungen zu erheben; desto mehr hat man doch Ursache ihn etwas eingeschränkt zu halten. Diese Einschränkung muß er sich gefallen lassen, da er von der Natur bestimmt ist, eben sowohl regiert zu werden, als selbst zu regieren. Wenn man diese Gewalt nicht über ihn erhält, so ist die Folge gewiß, daß er dasjenige verdunkelt, was er aufklären soll, und er wird aus einem Geist ein Kobold, oder ein schlechter Haus-Dämon, der, wo er vernünftig reden soll, blos schwatzt und Mährchen erzählt.

Das war er zu den Zeiten der Scholastiker. Und wenn ihn damals die schönen Wissenschaften vertrieben, so mögen sich diese nunmehro in Acht nehmen, daß er sich nicht an ihnen wegen der Beschwörung rächt.

Der Canzler Baco bestimmt an dem Orte, wo er von der Folge der Wissenschaften auf

einander handelt, das reife Alter eines Volkes, für die Wissenschaften und schönen Künste. Ich kenne diese Stelle nur aus dem Verfasser der Versuche über verschiedene wichtige Gegenstände aus der Politik und Moral, welcher auch diese Ordnung als gegründet findet. Gleichwohl erblicken wir das große Muster, welches nach der Glaubensformel aller Kunstrichter von keinem Erdensohn, weder erreicht noch übertroffen werden kann, den Homer, in einem sehr unreifen Alter seiner Nation. Sollte also wohl Baco unrichtig gesehen haben? Sein Gesicht war dazu ohnstreitig zu scharf.

Den Urstof zu der Stärke Homers in seinen Bildern und Gesängen, hat der Verfasser der Fragmente über die deutsche Litteratur, sehr gut entwickelt, und man hat seine Grundsätze fast allgemein bis zu dem Zeitpunct gebilliget, als es ihm einfiel, mit einigen litterarischen Dom Quixots, die Lanze zu brechen, und ihnen bey ihren Dulcineen ins Gehege zu gehen. Die Producte des menschlichen Genies, sind bey einem Volke allemal früher erschienen, als die Regeln. Man sahe die Ausbrüche der Einbildungskraft mit zu viel Vergnügen,

gnügen, als daß man den Einfall haben sollen, den Eindruck, durch Nachdenken über die Quellen dieses Vergnügens zu schwächen. Und von dieser Seite betrachtet, verfuhren unsere guten alten Vorfahren, ohne Zweifel klüger als wir. Inzwischen ist es wahr, daß ein Volk, welches nach und nach immer zu bessern Einsichten gelangt, nicht lange in einem so sinnlichen Zustand verbleiben kann. Die Arbeit des Geistes verstärkt sich, bey Vermehrung der Gegenstände; und da ein jeder gern an dem Anwachs der Einsichten, Antheil nehmen will, so ist nichts natürlicher als daß derjenige, so aus den Vorräthen seines Genies selbst keine Producte liefern kann, auf den Einfall geräth, über die Producte anderer zu klügeln. Vielleicht ist dieses die wahre Veranlassung aller Lehrbücher und Systeme über die schönen Wissenschaften. Freylich kann man hierinnen nichts entscheiden, weil uns das Mittel fehlt, die Verfasser dieser Systeme, zur freyen Entdeckung ihres wahren Zustandes, vor der Zeit, ehe sie ihre Werke schrieben, zu vermögen. Unterdessen haben diese Arbeiten, sie mögen nun Rothschnitte, oder Folgen einer genauen und

tiefge-

tiefgedachten Ueberlegung seyn, allemal, wie ich bereits erinnert, vor die Erweiterung unserer Einsichten große Vortheile zuwege gebracht. Und wenn man bemerkt, daß nach der Natur des Menschen, Witz und Einbildungskraft nur in gewissen Jahren spielen, in andern und spätern aber zu spielen aufhören, und sich mit andern Gegenständen beschäfftigen; so ist man genöthiget die Producte des Genie, in dem frühen Alter eines Volks; das Nachdenken hierüber aber, als eine Folge der Cultur der Wissenschaften, in dem spätern Alter zu suchen.

Mit den schönen Künsten ist es ganz anders beschaffen. Die Geschichte überführt uns, daß ein frühes Alter eines Volks, zu deren Bearbeitung nicht geschickt sey. Sie erfordern schöne Formen, und die ermangeln in einem rohen Zeitalter. Ueberhaupt scheint die Seele in den Künsten gerade den umgekehrten Weg, als in den schönen Wissenschaften, zu gehen. Hier sehen wir, daß das Werk eher zur Vollkommenheit kam als die Regel; in jenen aber ist die Regel und der Unterricht vorausgegangen. Es kommen auch verschiedene Nebenumstände dazu, um

die

die schönen Künste blühend zu machen, die ich hier nicht berühren will, da sie zu bekannt sind, und bereits von Junius in seinem Buch von der Malerey der Alten, sorgfältig zusammengetragen worden. Die Bestimmung des Unterrichts und der Regel setzt schon viele Einsichten und Arbeiten des Geistes voraus, womit wir so lange zubringen, bis unser Verstand eine gewisse Festigkeit erlangt, um in seinem Gange weder hin und her zu hüpfen, noch von einer Seite auf die andere zu schwanken. Daß aber dieses erst im reifen Alter erfolge, braucht keines weitläuftigen Beweises.

Inzwischen ist doch das reife Alter nicht von der Gefahr frey seine Kräfte zu überspannen, und so gut wie die Jugend zu überschnappen. Man würde ein ziemlich dickes Buch mit der Sammlung solcher Beyspiele anfüllen können, wenn nicht bey unsern grossen Geistern alle Sammlungen so verhaßt wären, daß sie sogar ihre ehrlichen Vorfahren verachten, die doch in ihren Sammlungen ihnen die Atomen zu ihrer Größe lieferten. Ich rechne hierunter die Bewundrer und Tadler der Alten: wovon die einen alles

göttlich, andere vieles menschlich, wiederum andere alles, — ich weiß selbst nicht wie, finden. Ich werde mich hier über eine Materie, die fast bis zum Ekel durchgearbeitet worden, nicht einlassen, sondern nur so viel bemerken, daß durch dergleichen wider einander laufende Urtheile, ein Genie, das die Bahn der schönen Wissenschaften antreten will, nothwendig irre geführt werden muß. Eine Würkung, die der Absicht, warum man so viel schreibt, gerade entgegen ist.

Homer, zum Beyspiel, ist und bleibt nun einmal der Gegenstand der Bewunderung, aller Ganz- und Halbgelehrten; und gleichwohl finden auch diejenigen, die ihn am meisten bewundern, viele Fehler. Haben sie aber auch vorhero an sich selbst die Frage gethan, ob es der Mühe werth sey, solche Fehler zu suchen und zu rügen? Sind sie auch nach den Umständen und der Zeit, worinnen Homer lebte und sang, würkliche Fehler? Der Unterschied liegt vielleicht nur darinnen, daß Homer sein Gedicht nicht selbst kritisirt, oder Regeln zu einer Epopee gegeben hat; so würden vielleicht alle die Fehler, die wir sehen, in seiner Kritik zu Schönheiten worden seyn. Nach Baumgartens

gartens Aesthetik mag er freylich einige Fehler begangen haben: Sind sie es aber auch nach der Aesthetik seiner Zeiten? Klotz hat das Bild des Thersites schmutzig gefunden, und konnte doch als ein gelernter Verehrer des Shakespear die Hofnarren leiden. Wenn er in einem Recht hat, kann er es nicht zugleich in dem andern haben: denn er läßt die Sitten und Gewohnheiten der Zeiten nicht bey einem wie bey dem andern gelten. Hat Homer, wie es ausgemacht ist, große Schönheiten und Vorzüge, so ist die Mühe in seinen Gedichten Fehler zu finden, eine nichtsbedeutende Kleinigkeit. Der Vorwand, die Jugend zu warnen, ist weiter nichts als eine Großsprecherey, womit man seine Gelehrsamkeit auskramt, und hat um deswillen (wenigstens vor jetzt,) keinen Nutzen, weil unsere Jugend den Homer nicht liest.

Man hat in unsern Tagen eine neue Anforderung an das Genie gethan, nemlich Nationalwerke zu liefern. Wenn man aufrichtig reden will, so ist ein Nationalwerk in den schönen Wissenschaften ein Ding, das man nennt ohne es zu kennen. Unsere schönen Geister haben, um dieses Verlangen zu stillen,

verschiedene Versuche gemacht, denen man zum Theil die Angst ansieht, der Stimme des Ruffers zu folgen. Dem einen ist diese Stimme vernehmlicher gewesen, als dem andern; völlig aber konnte sie nicht verstanden werden, weil der Ruffer die Sprache selbst nicht verstand. Unterdessen aber sind doch verschiedene ganz artige Kinder durch die Presse entbunden worden, wenn man sie gleich noch nicht für national erkennen will. Denn das ist bey dem noch dunkeln Begrif von Nationalwerken einerley. Vielleicht ist es auch, bey der Vermischung der Sittten und Gewohnheiten aller Völker untereinander, unmöglich die Elemente derselben von einander abzusondern, um zu sagen: das ist ein Nationalgedicht, Roman oder Schauspiel. Wir haben zwar von allen drey Sorten einige, die man dafür ausgeben will, ich kann es aber nicht eher glauben, bis man erst die Eigenschaften eines Nationalwerks so bestimmen wird, daß kein Kritiker etwas dagegen einwendet.

Der Verfasser des Götz von Berlichingen, ist vermuthlich durch die Begierde ein Nationalwerk zu machen, heftig befallen worden.

Unsere

Unsere Kunstrichter haben es größtentheils dafür angenommen; und doch, welches sonderbar ist, diesem Product nicht einmal einen Namen geben können. Der Verfasser selbst nennt es ein Schauspiel, ohnstreitig aus keinem andern Grunde, als weil es in Auftritte abgetheilt, und dialogisirt ist. Wenn aber das keine Predigt ist, die nicht gehalten werden kann, so kann auch gewiß das kein Schauspiel heißen, dessen Aufführung, die Stadt Berlin mag es mir verzeihen, unmöglich ist; wenigstens so lange, bis man die Eigenschaften eines guten Schauspiels gänzlich vergessen hat. Ich verkenne nicht die einzelnen Schönheiten. Wenn aber gleich ein Werk von einer schönen Anlage und Ausführung, durch einzelne kleine Fehler, nicht aufhört ein schönes Ganze zu seyn: so können doch nicht umgekehrt, einzelne Schönheiten, sogleich ein schönes Ganze machen, wenn sie nicht in einen richtig angegebenen Punct zusammenfließen. Es ist abermal ein Beweis von unserm unaufhaltbaren Hange zur Nachahmung. Man hat uns einige Zeit daher soviel von Shakespearn vorgeprediget, daß es kein Wunder ist, wenn einmal ein Genie zu Sha-

kespearisiren versucht hat. Da es aber den Kunstrichtern gewiß niemals eingefallen, die Shakespearische Tracht, sondern nur die gute Gestalt des Cörpers zu loben, so hätte man dieses bedenken, oder wenigstens vorher ehrliche Leute um Rath fragen sollen.

Fast eben so verhält es sich mit den Nationalromanen. In Deutschland ist es wahrhaftig nicht zu vermuthen, daß ein Mädchen, so von Memel nach Sachsen reisen will, in der Irre herumläuft, oder ein Prediger, wegen einer aus Liebe zu seiner Frau gehaltenen Predigt, durch ein Consistorium abgesetzt wird. Wir Deutschen wissen unsere Sachen besser einzurichten. Ein Mädchen, das nicht muthwillig auf Ebentheuer ausgeht, reist niemals so allein und unwissend, daß es in der nächsten besten Stadt nicht wüßte ein Wirthshaus zu finden. Und unsere Landgeistlichen predigen sicherlich nicht vom Tode vors Vaterland. Es wäre denn, daß beydes nur Provinzialsitten wären; und so wären sie doch im Ganzen nicht national.

In vorigen Zeiten kannte man keine andern Romanen als die Geschichte irrender Ritter. Man fand an ihnen soviel Geschmack, daß man kein Bedenken hatte, auch ernsthafte und wahre Geschichte, in diese Form einzukleiden, wo sie Leser und Liebhaber fanden. Anjetzo sind sie dergestalt verschryen, daß derjenige, so ihren Werth noch im Ernst behaupten wollte, Gefahr laufen würde, von unsern schönen Geistern unter die Bäre gerechnet zu werden. Der Unterschied zwischen jenen keckhaften Rittern, und unsern weichlichen Liebesrittern ist zu groß, daß unser Geschmack die süßen Düfte der letztern dem Schweißgeruch der erstern, nicht unendlich vorziehen sollte. Wenn man aber über die Vorurtheile der Zeiten und Gebräuche ein wenig hinweg sehen will, so glaube ich, mit Erlaubniß der Herren Kritiker und Antikritiker, nicht sogar unrecht zu haben, wenn ich in den Ritterbüchern nicht so viel abgeschmacktes finde, als sie darinnen sehen wollen. Es giebt Romanschreiber, die ihren Held schlechterdings zu keinem irrenden Ritter machen und haben wollen, ihn aber doch um eine Schöne oder ein zweydeutiges Wort so

öfters sich herumbalgen lassen, daß ihm nur Harnisch und Lanze fehlt, um ein ächter irrender Ritter zu seyn.

Ich weiß auch nicht, ob zu einer Rittergeschichte mehr abentheuerliche Laune gehören sollte, als zu einem Feyenmährchen, das man doch immer mit Vergnügen liest und nachahmet. Ein jedes Zeitalter hat seine Grillen, und vielleicht hätte vor 40 oder 50 Jahren ein Bänkelsänger mit dem Tristram Shandy sich kaum einen Dreyer verdient. Die Ueberspannung des Witzes ist zu allen Zeiten geschehen, nur der Gegenstand der Tändeleyen ist verschieden gewesen. Homers Helden säbelten in einem Tage mehr Menschen nieder, als unsere gepuderte Helden in 30 Jahren. Und, alles wohl erwogen, waren Homers Helden nicht um ein Haar besser oder schlechter als Roland und Amadis. Denn ob ich ein paar Jahr einer Schönen zu gefallen herumreise, oder wegen einer entlaufenen Frau 10 Jahr vor einer Stadt liege, ist einerley Narrheit. Und, alles wohl erwogen, ist die erste Narrheit immer noch verzeihlicher als die letzte. Ein Ritter zeigt alle seine Tugenden, wodurch er dem Gegenstand

seiner

seiner Flamme eine unverletzliche Treue erweiset. Bey den Griechen aber lauft ein armer Mann seiner Frau nach, die ihn gekrönt und ihm seinen Buhler vorgezogen hat; und steht als Hahnrey an der Spitze eines ansehnlichen Heers seiner Landsleute. So kann man, wenn man will, alles aufs Lächerliche ziehen.

Ueberhaupt muß das Balgen und die irrende Ritterschaft dem Menschen gar nicht so unnatürlich seyn, als man insgemein wähnet. Bald nach der Sündfluth hat es berühmte Balger gegeben; und Herkules und Bacchus sind entweder würkliche Personen gewesen, oder man hat ihre Heereszüge aus den Verrichtungen ähnlicher Personen zusammen getragen. Und dieser ihre Verrichtungen sind hundertmal seltsamer, als die Thaten aller irrenden Ritter zusammengenommen. Die ersten Könige der alten Völker waren insgesammt Krieger, die um sich herumschlugen wer ihnen in Weg kam. Und die Ungeheuer, so durch tapfere Helden bekämpft und bezwungen worden, sind so alt als die in Geschichten bekannte Welt. Um von den Sitten der ersten Völker eine Idee zu geben,

bezieht man sich gemeiniglich auf die Gewohnheiten und Lebensart der Amerikaner. Bey diesen aber war ja die Neigung zu streiten und sich zu rächen, das einzige so ihren Caracter bestimmte.

Der Geist der Schlägerey, der damals, als man Rittergeschichte schrieb, in Europa herrschte, brachte den Balger zu einer Art von Ansehen, und machte ihn furchtbar. Gewisse damals noch übliche Leibesübungen und Spiele kamen dazu. Darf man sich also wundern, wenn die sinnreichen Köpfe aus so vielen Originalien ihre irrenden Ritter bildeten? Vielleicht ist auch das Lesen der alten Dichter der Grund zu diesen Romanen, da es nicht so gar schwer war, zwischen Achilles, Ulysses und Ajax, und den Rittern von der runden Tafel, eine ziemliche Gleichförmigkeit zu erblicken. Sollte man nicht noch in die Versuchung gerathen, den Achilles zum Pendanten des Orlando Furioso zu machen? Wir haben in unsern Tagen an die Stelle der Gesetze der irrenden Ritterschaft andere Systeme gesetzet, die wenigstens eben so lächerlich sind als jene. Wenn der irrende Ritter in unsern Augen zuviel Carricatur ist, so müssen

wir

wir untersuchen, ob wir nicht vieles für schöne Zeichnungen ansehen, die doch in der That würkliche Carricaturen sind. Und wenn man nun gern Nationalwerke haben will, sollte eine gut geschriebene Rittergeschichte, nicht so gut, oder noch besser national seyn, als ein Lied von Wein und Liebe, oder ein ländlich süßes Gedichtchen voll tändelnder Unschuld? Ich bin von dem Geist der Duldung so stark eingenommen, daß es mir nicht einmal einfällt daran zu denken, ob ich auch hiemit eine Ketzerey gesagt habe.

Ueber die schönen Künste.

Von den schönen Künsten läßt sich gegenwärtig, nachdem wir so gute Betrachtungen über dieselben erhalten haben, wenig neues mehr sagen. Vielleicht wäre es zu wünschen, daß hin und wieder weniger gesagt würde, weil gemeiniglich, sobald etwas Mode wird, ein jeder zu urtheilen anfängt, ohne seine Kräfte allemal gehörig zu untersuchen. Wenn dadurch der gute Geschmack allgemeiner gemacht wird, so haben diese Urtheile,

theile, so schief sie auch zuweilen seyn mögen, immer ihren guten Nutzen. Die Musen bleiben scharfsichtig, wenn ihnen gleich zuweilen der Wind auf dem Parnaß etwas Staub in die Augen weht. Sie haben die Hypokrene bey der Hand, um sich zu waschen. Hierinnen sind sie freylich besser dran als unsere Kunstrichter, die zum Theil nicht immer Wasser in Bereitschaft haben; zum Theil aber auch, wenn sie sich die Augen ausreiben, die Dintenflecke an ihren Fingern vergessen, und sich damit das Gesicht schwarz machen.

Man ermuntert ohne Aufhören den Künstler zur Nachahmung der Alten. Eine in der That traurige Ermunterung, weil sie uns einestheils durch die beständige Vorhaltung des großen Abstandes gegen die Alten erniedriget, anderntheils aber auch die Hoffnung benimmt, jemals ihnen gleich zu kommen. Es ist eben so viel, als wenn man uns zwingt beständig Schüler zu bleiben. Und gleichwohl weiß man vor der Hand kein ander Mittel zu einer wahren Größe in den schönen Künsten zu gelangen.

Sollte man aber nicht dadurch zuweilen den Muth eines jungen Künstlers, der eine

gute

gute Anlage und viel Feuer hat, schwächen. Man hat angemerkt, daß die unsterblichen Werke der alten Künstler, zum Theil durch die erhabnen Ideen hervorgebracht worden, die sie von ihren Göttern und Helden hatten. Wir haben freylich keine Götter und Helden mehr, im alten Verstande. Wir haben aber doch wohl noch große Männer, die dem menschlichen Geschlecht eben soviel, wo nicht noch mehr, Ehre machen, als Achilles oder Herkules. Sollte es nicht möglich seyn, einen jungen Künstler bis zu der Idee eines großen Mannes in unsern Tagen zu befeuern? Es ist wahr, er würde keinen Herkules schnitzen, er würde aber doch einen Mann bilden, den wir kennen, den wir hochschätzen, und der in seiner Gestalt den Grund zu unserer allgemeinen Hochachtung enthielte. Die römische Kirche hat darinnen einen Vorzug, da bey ihr die Bilder eine Art des Gottesdienstes ausmachen. Verschiedene Künstler haben vor sie mit Ruhm gearbeit. Und es ist wahrscheinlich ein kleines Vorurtheil, wenn man ihre Werke, in Vergleichung mit den Alten, gar zu weit herabsetzt. Vielleicht mischt sich in unser Urtheil zuviel

Ein-

Einbildung, die das Nackende dem Bekleideten vorzieht.

Ueber die Alterthümer.

Wenn die Salmasier und Lipsier ihren Fleiß auf die Alterthümer wendeten, so hatten sie keinen andern Endzweck, als uns die Schriften der Alten verständlich zu machen, und ihre Geschichte aufzuklären. Wenn unsere Gräve und Gronoven die Alterthümer studiren, so bekümmern sie sich um nichts, als um die Schönheiten, die unsern Geschmack reitzen. Zum guten Glück sind diese beyden Partheyen nicht zu einer Zeit aufgestanden, sonst wäre der Parnaß durch eine neue Zänkerey beunruhiget worden, und wir hätten ein halbhundert Streitschriften mehr, ohne, wie es gemeiniglich geschieht, sonderlich erleuchteter zu seyn.

Wenn wir billig urtheilen wollen, so müssen wir beyden vor ihre Bemühung danken; und der Tadel der Neuern, daß jene Antiquarier zwar die Alterthümer behandelt, aber nicht das Schöne in ihnen gesucht hätten,

ist

ist offenbar ungerecht. Sie haben es nicht suchen wollen, und nach Beschaffenheit ihrer Umstände, und des Zustandes der Wissenschaften nicht suchen können. Die vollkommenste Kenntniß der Alterthümer mußte vorangehen, ehe man ihre Schönheit wahrnehmen konnte. Man mußte den Körper vollständig vor Augen haben, den man zergliedern wollte. Und ich bin überzeugt, daß ohne den Fleiß dieser Antiquarier, der Witz der Neuern noch keimen würde. Hätten diese die Schriften, aus denen sie ihre Weisheit sammlen, wohl lesen oder verstehen können, wenn sie ihnen die Vorfahren nicht aufgeklärt hätten? Winkelmann studirte gewiß zuvor die Alterthümer in dem Geiste eines Lipsius, ehe er seine Idee zur Geschichte der Kunst faßte.

Unsere kunstverständigen Gelehrten zum Theil, zeichnen sich besonders durch den Tadel aus, womit sie den Alterthumsforschern allen Geschmack, so wie ihren Schriften allen Einfluß auf den Verstand und das Herz absprechen. Das menschliche Geschlecht würde allerdings glücklich seyn, wenn das Genie keine Producte lieferte, die diesen wohlthätigen

Einfluß

Einfluß nicht allenthalben zeigten. So aber, wie es ohnedieß mehr als zu bekannt ist, macht theils die Einschränkung unserer Fähigkeiten, theils aber auch die Menge unserer Kenntnisse, Vorbereitungsanstalten nöthig, die wir unter dem Verhältniß, worinnen wir in der Welt stehen, ganz und gar nicht entbehren können. Wenn dahero auch einzelne Arbeiten unsers Geistes, an sich betrachtet, bey aller Anstrengung der Kräfte, die sie erfordern, wenig Beziehung auf diesen Einfluß zu haben scheinen; so erlangen sie solchen doch gewiß durch die Zusammenbringung mit andern Arbeiten, und durch die glückliche Vereinigung aller Kenntnisse in einem gewissen Zusammenhange, welches bey dem Genie der Erfolg des Nachdenkens ist. So denkt man, bey dem Anblick einer Statue, die unsere Bewunderung erregt, nicht mehr an den Arbeiter, der die Steine brach, aus denen der Bildhauer sein Werk verfertigte. Man nehme an, daß jene Antiquarier nur die Steine herbeygeschafft hätten. Würden wir denn ohne diese im Stande gewesen seyn, den Tempel des Geschmacks zu erbauen?

Ein

Ein Genie, das sich zu Sammlungen und Untersuchungen, die trocken sind, und weiter nichts als Fleiß und Mühe kosten, zu ungeduldig, und mithin untüchtig findet; übereilt sich in diesem Punct gemeiniglich in seinem Urtheil. Es betrachtet solche nicht viel besser als die Arbeit eines Negers, der zu weiter nichts bestimmt ist, als vor uns in den Plantagen zu arbeiten. Es verdient aber auch billigen Tadel, weil er nicht daran denken will, daß er, ohne die Arbeit dieses Sclaven, sein Eigenthum nicht würde nutzen können. Wie ungerecht handeln wir also nicht, gegen den Fleiß derjenigen, die doch, sie mögen daran gedacht haben oder nicht, zu unserm Nutzen gearbeitet haben. Wir bleiben allemal undankbar, daß wir diesen Nutzen nicht erkennen wollen, und verliehren durch diese Untugend ein Theil unsers eignen Verdienstes. Ich gebe zu, daß die meisten Alterthumsforscher, der Vorwurf der Pedanterey trifft. Daß sie viele Dinge allzusorgfältig behandelt, und sich über Sachen gestritten haben, die es fast der Mühe nicht werth waren. Indem wir sie aber lesen und auslachen, vermehren wir doch unsere Einsichten. Und

wenn wir auch durch eine Zänkerey über die Form der alten Schuhe, weiter nichts gelernt hätten, als, wie es mehr als einmal durch dergleichen Kleinigkeiten geschehen, das Antike in einer Statue von der Arbeit eines neuern Bildhauers der daran flickte, zu unterscheiden, hat dadurch unser Geschmack nichts gewonnen, wenn wir die Kunstwerke der Alten richtig beurtheilen?

Wenn auch gleich viele Gelehrten der Vorwurf der Pedanterey würklich trifft, so muß man doch mit diesem Titel nicht sogar freygebig seyn, und vor der Pedanterey zwar warnen, nicht aber alle Pedanten sofort den bösen Geistern übergeben. Viele, die entweder würkliche, aber nur dafür gehaltene Pedanten gewesen, hat man in ihrem Leben ausgelacht, und sich doch aus ihren Schriften erbauet. Wenn wir von dem Gange unserer Gedanken, und dem Wachsthum unserer Einsichten völlig zuverläßige und genaue Nachrichten hätten, so würden wir außer Zweifel finden, wieviel die Pedanterey zu unserer Erleuchtung beygetragen habe. Von der Alterthumspedanterey getraue ich mir dieses als gewiß zu behaupten. So wie ich auch über-

überzeugt bin, daß wir immer noch auf dem Wege der Antiquarier fortgehen würden, wenn sie uns noch vieles, das der Mühe werth wäre, zu entdecken übrig gelassen hätten. Indem wir aber die Wege gebähnt finden, so glauben wir denen weiter keinen Dank schuldig zu seyn, die sie ausgebessert haben. Wir versagen ihnen sogar einen kleinen Wegezoll.

Und sollten wir denn nicht auch unter den Predigern des Geschmacks in Alterthümern nicht selbst große Pedanten finden? Unsere Nachkommen finden sie gewiß, wenn auch wir uns nicht die Mühe geben wollen, oder es für barbarisch halten darüber nachzudenken. Sicherlich sind unter diesen Predigern sehr viele, die keinen andern Beruf als die Begierde haben, die Mode mit zu machen, und stolz gnug sind, um sich den Kennern auf einer einsichtsvollen Seite zeigen zu wollen. Sie reden von Antiken, Münzen, Gemmen, ohne vielleicht eine einzige davon würklich gesehen zu haben, oder doch gewiß nicht gnug, um die Kennzeichen vollkommen zu verstehen, wodurch man das wahre von dem nachgemachten zu unterscheiden im Stande ist; und wozu das Studium mehr Jahre erfordert,

als derjenige Minuten braucht, eine fliegende Abhandlung darüber zu schreiben. Dank sey es Lipperten, daß er unsern Antiquariern die Concordanz zu ihren Predigten geliefert hat. Besser wäre es, wenn sie ihn über seine Homilie selbst hörten. Allein, warum sollten sie ihr Geld vor die Dactiliothek umsonst weggegeben haben. Sie kauften sie ja nicht um zu lernen, sondern um zu schreiben. Und sie schreiben zum Amusement recht hübsch; nur hüte man sich vor ihren Wahrnehmungen in diesen, ihnen noch gar unbekannten, Südländern.

Ausser diesem Undank gegen die Antiquarier, begeht man noch den Fehler der Vergessenheit des Nutzens, den sie über andere Wissenschaften verbreitet haben. Ich werde mich hierüber in keine genaue Beschreibung einlassen, weil ich keine Unwissende unterrichten will; und nur der Fremdling in den Wissenschaften solchen verkennen wird. In dieser Absicht also kann man ihren Bemühungen unmöglich den Einfluß auf den Verstand absprechen, wenn sie uns die Fähigkeit zu gründlichen und vollständigen Einsichten in die Wissenschaften verschafft haben. Man muß

nur

nur hier wiederum nicht bey einzelnen Fällen stehen bleiben, sondern das Ganze überdenken. Denn sonst kann sich ein gelehrter Kleinmeister gar bald Gelegenheit zum Lachen verschaffen. Freylich gewinnt keine Wissenschaft durch die wahre Bestimmung der Form eines alten Schuhes etwas. Ehe man aber dahin kam, mußten doch andere Untersuchungen vorangehen, die ohne litterarische Kenntnisse nicht angestellt werden konnten, und wobey man hie und da etwas nutzbares fand, ohne daß man selbst daran gedacht hatte. Ich will hierdurch nicht würkliche Fehler zu Tugenden machen. Ich habe schon eingeräumt, daß die Antiquarier in vielen Stücken sehr seltsam gehandelt haben. Ich will es hiemit wiederhohlen. Aber auch zugleich diese Anmerkung nochmals beyfügen, daß wenn man blos für den Geschmack arbeitet, man Gefahr laufe, für den Verstand zu faullenzen.

Ueber die Kritik.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob durch die Satyre die Menschen gebessert würden. Mit gleichem Recht kann man in unsern Tagen fragen, ob die Kritik die Wissenschaften, oder diejenigen, die sich ihnen widmen, verbessere? Zur Zeit sind, nach meiner Meynung, noch gar wenig Gründe vorhanden, diese Frage zu bejahen. Zur Zeit haben unsere Kritiken noch zu wenig Festigkeit, und die Kritiker selbst noch zu wenig Beruf, wenn man nicht den Hang, berühmt zu werden, dafür annehmen will. Das Entstehen der Kritiker geschieht etwas zu frühzeitig. Es scheint aber um deswillen nothwendig zu seyn, weil Jugendkräfte zur Arbeit erfordert werden, um in der einmal bestimmten Frist ein Bändchen Kritiken zu liefern. Männer von gesetzterm Alter und Einsichten, haben gemeiniglich Geschäffte, und sind der Ruhe bedürftig, arbeiten daher auch zu langsam, vor eine Schrift, deren Güte nach Monaten bestimmt zu werden pfleget.

Der

Der vorzüglichste Gegenstand der Kritiken, in welchen wenigstens am meisten gezankt wird, sind die schönen Wissenschaften und Künste. Ich würde sagen, daß man noch keine bestimmte Regel hätte, um nach solcher, die darinnen aufgeführten Gebäude zu beurtheilen, wenn mir nicht die eklectische Philosophie beyfiele, nach welcher man keine bestimmte Regel haben darf. Man ist inzwischen doch über einige Puncte übereinkommen, aus welchen man die Arbeiten in diesem Fache betrachtet. Inzwischen scheint es mir doch, als ob man immer noch zu sehr daran künstelte, und dadurch in seinem Urtheil schwankend würde. Daher entstehen die Widersprüche in unsern Kritiken, die das lehrbegierige Genie verwirren, und ungewiß machen, welchen Faden es ergreifen soll, um aus dem Labyrinth der Ideen zu kommen, da es überall eine Hand siehet, die ihm einen solchen Faden vorhält. Wie Herder die Fragmente über die Litteratur schrieb, war er ein erleuchtetes, und dafür allgemein gepriesenes Genie. Nach seiner Zurückkunft aus den kritischen Wäldern, wurde er ein Ignorant. Vermuthlich muß man ihn vor einen Robin-

son gehalten haben, der zu lange sich in Wüsteneyen aufgehalten, und aus Mangel des gesellschaftlichen Umgangs seine Kenntnisse vergessen hatte. Ich führe nur ein Beyspiel an, um meine Leser an tausend andere zu erinnern. Man verbindet mit diesem Verfahren noch gewisse Kunstgriffe, indem man der heimliche Verfasser oder Mitarbeiter, von verschiedenen Kritiken wird, um durch ein allgemeines Geschrey von Lob oder Tadel noch mehr Verwirrung zu erregen, und die Kämpfer abzuschrecken, mit so vielen Rittern auf einmal die Lanzen zu brechen.

Es ist in der That zu bedauern, daß der Mißbrauch eine Sache so entweihet hat, die ihrer Natur nach, der Vernunft, den Wissenschaften, und dem guten Geschmack geheiliget war. Es ist fast dahin gekommen, daß einsichtsvolle Männer diese kritischen Anzeigen nicht viel besser als die Meß-Catalogen ansehen, um daraus nur Titel, nicht aber Urtheile zu lernen. Dadurch aber geht aller Endzweck verlohren; so daß man noch diejenigen Kritiken für die besten halten muß, die den Innhalt einer Schrift getreulich anzeigen,

gen, und in Urtheilen nicht zu weitläuftig sind. Denn wo das Urtheil zu weitläuftig ausfällt, läuft man immer noch Gefahr, daß der Innhalt nicht ganz richtig, und nur nach einem gewissen Sprüchwort, angeführt worden.

Man ist allgemein einstimmig, daß man unter den Menschen nichts vollkommnes erwarten kann. Und dennoch verfahren unsere Kunstrichter so unbarmherzig wie die Scharfrichter, um, nach Yoricks Ausdruck, ums liebe Brodt hinzurichten, und erinnern sich des ubi plura nitent, fast niemals. Daß ein Scribler gezüchtiget wird, ist recht und billig. Daß aber ein Verfasser, der bereits durch gute Werke seine Einsichten, und den Endzweck seinen Mitbürgern nützlich zu werden, gezeigt hat, und aus menschlicher Schwachheit Fehler begeht, wie ein Schulknabe behandelt wird, läuft wider die gesunde Vernunft, und alle Urbanität. Und es ist einigermaßen Schade, daß diese sich zu groß dünken, ihren Richtern zu antworten, und sie durch ihr Stillschweigen, zu mehrerm Muthwillen reizen. Und doch weiß ich niemand-

den ein besseres Mittel anzurathen, wenn er sich nicht etwan selbst in den Orden der Kunstrichter aufnehmen lassen, und das Geheimniß zu schimpfen lernen will. Die Wahrheit gewinnt dadurch freylich nichts. Der Gewinn bleibt ganz den Buchhändlern und Witzlingen vorbehalten, welche Bücher zum Zeitvertreibe suchen, und der beständigen Romane überdrüßig sind.

Meine Absicht übrigens geht nicht dahin, die Kunstrichter zu einer Nachsicht zu bewegen, die den Wissenschaften überhaupt schädlich werden könnte. Fehler, wirkliche Fehler müssen gerüget werden. Nur rathe ich hierinnen zur Behutsamkeit und Vereinigung in Grundsätzen. Kein rechtschaffner Mann kann über einen Vorwurf aufgebracht werden, den man ihm mit einer freymüthigen Aufrichtigkeit macht. Billig aber wird er verdrüßlich, wenn sein Kritiker über ihn hämisch lacht, und anstatt seine Fehler zu beweisen, über ihn spottet und Possen reisset. Man hat dieses den Kunstrichtern so oft gesagt, und sie sagen es sich selbst so häufig, daß man sich wundern muß, wie so oft gesagte

sagte Wahrheiten keine allgemeine Verbesserung in den gelehrten Sitten hervorbringen können. So aber predigt man den Juden eine Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit. Nur ist zu bedauern, daß die Wissenschaften selbst darunter leiden sollen.

Vielleicht arbeiteten die Akademien der Wissenschaften, auch dadurch ihrem Endzweck näher entgegen, wenn wir von ihnen Beurtheilungen über die Werke in den Wissenschaften erhielten. Allein vor allen Dingen müßten sie unter sich selbst etwas freundschaftlicher werden; von ihrem Stolz etwas nachlassen, und dasjenige gestehen, was sie fühlen müssen, wie nämlich auch außer ihrem Zirkel die Gelehrsamkeit wohne. Es wäre dieses zwar eine Verläugnung der gewöhnlichen Grundsätze; und in diesem Betracht ist die Hoffnung sehr mißlich, die man von dieser Seite zu einer guten Würkung schöpft. Vielleicht aber erhielte man sodann doch wenigstens zusammenhängende Urtheile, zumal wenn keine Kritik gedruckt werden dürfte, die nicht in der Versammlung gebilliget worden. Denn wenn zum Beyspiel ein Sulzer eine Kritik

liefer-

lieferte, gesetzt auch, daß sie nach den Grundsätzen seiner Akademie, etwas despotisch ausfiele, so könnte ich doch das gute Vorurtheil hegen, daß eine solche Kritik wohl erwogen worden, und das mir noch mißfällige, eine Folge der menschlichen Schwachheit sey. Gegenwärtig aber gerathe ich in die Versuchung, die gewöhnlichen Urtheile der Kunstrichter, für die Würkung der menschlichen Bosheit zu halten.

Ueber die Freundschaft der Gelehrten.

Diese Betrachtung hat mich ganz natürlich auf eine andere, nämlich über die Freundschaft der Gelehrten, geleitet. Diese ist durch unsere Kritiker gar sehr unterbrochen worden. Und wenn sie ja noch statt findet, so geschieht es nur bey Gelehrten, die den Modeton nicht mitmachen, und sich blos begnügen über die andern in der Stille hinweg zu sehen. Oder die gelehrten Freunde, so wie sie sich gegen einander nennen, sind fast eben das, was

was mit einen andern Wort ein Schmarotzer heißt. Sie kriechen gegen einander, damit sie sich wechselsweise auf die Leiter zu steigen helfen, und wenn ja einer von ihnen ausglischt, ihn unterstützen können. Daß ein solches Verfahren nicht den Namen der Freundschaft verdiene, kann ohne große Beweise erkannt werden.

Wir haben eine ansehnliche Anzahl von Sammlungen, der zwischen Gelehrten gewechselten Briefe. Um ihren Werth zu bestimmen, muß man nicht bey den jetzigen Zeiten stehen bleiben. Die ehemaligen Herausgeber dieser Sammlungen hatten keine andere Absicht, als theils verschiedene, nicht allgemein bekannte Lebensumstände der Gelehrten dadurch in einiges Licht zu setzen; theils aber auch den Gang ihrer Ideen, und die Weise zu zeigen, der sie sich bey der Bearbeitung der Wissenschaften bedienten. Heute zu Tage ist der Gebrauch dieser Briefe gänzlich aus der Mode gekommen. Vielleicht weil ihre Tracht zu altväterisch ist, oder weil man sich für erleuchtet genug hält; vielleicht aber auch weil man sich

schämt,

schämt, daß unser Briefwechsel zu trocken und leer, und öfters kaum des Postgeldes werth ist. Wenn wir uns aber einmal erniedrigen können, diese Briefe zu lesen, so werden wir daraus lernen, daß einmal eine Zeit gewesen, wo die Gelehrten sich nicht sowohl um das Lob eines Journals, sondern vielmehr um die Verbesserung ihrer Kenntniß, und die Aufklärung dieses oder jenen Theils der Gelehrsamkeit, Mühe gegeben haben. Sie theilten einander ihre Erfindungen, ihre Einfälle, ihre Beweise mit; hörten das Urtheil ihres Freundes, und berichtigten nach diesem Urtheil ihr eignes. Von einer eingebildeten Polymathie entfernt, verdankten sie ihrem Freunde dasjenige, so sie von ihm gelernt hatten; überzeugt, daß in einem andern Zeitpunct ihr Freund Ursache finden werde, ihnen seine Belehrung zu verdanken.

Unser an gelehrten Zeitungen und Journalen reiches Jahrhundert, hat zwar den gelehrten Briefwechsel einigermaßen entbehrlicher gemacht. Die Buchhändler schicken uns die gelehrten Neuigkeiten so zu sagen

vor die Thüre. Ich zweifle aber sehr, daß alle diese Waaren-Verzeichnisse, den wahren Nutzen, des in vorigen Zeiten üblich gewesenen Briefwechsels ersetzen können. Die eigne Erfahrung lehrt uns, wie wenig man öfters dem öffentlichen Urtheile anderer trauen könne; und wie schief oft die Urtheile ausfallen, indem man von der Absicht der Verfasser nicht unterrichtet ist, und sie also blos aus seinem eignen Standpunct betrachtet. Die Abänderung dieser Urtheile würde zum Theil in unserer Gewalt stehen, wenn wir nicht zu sehr eilten, unsere Gedanken in die Presse zu liefern, vielmehr zuvor unsere einsichtsvollen Freunde darüber hören wollten. Man hat schon längst den glücklichen Einfluß bemerkt, welchen die Gesellschaft auf unsern Character, unsern Sitten und Einsichten hat. Sollte dieses nicht auch bey der Verfassung eines Buches statt finden, wenn wir solches zuvor in die Gesellschaft unserer gelehrten Freunde brächten, ehe wir es an das Publicum lieferten? das eben so oft ein schlechter als guter Richter unserer Gedanken ist. Dem Genie begegnet es oft,

daß

daß es bey dem Feuer womit es durchwärmt ist, Producte liefert, die keine Probe aushalten. Indem es von seinem Gegenstand zu voll ist, hat es keine Muße die Stellen zu bemerken, wo es zu Unrichtigkeiten verführt worden. Freunde aber, die sich da, wo sie urtheilen, nicht in dem Zustand befinden, als es war, wo es schrieb, sehen diese Unrichtigkeiten nicht nur, sondern sie sind auch vermögend, es davon zu überzeugen. Unsere Schriftsteller sagen uns zwar in ihren Vorreden, daß sie ihr Werk blos auf den Anrath und mit dem Beyfall ihrer Freunde drucken ließen. Allein man weiß schon, daß dieses im eigentlichen Verstande Lügen sind, wodurch sie nicht einmal Kinder verführen.

Ich will unterdessen nicht so schlechterdings verneinen, daß in unserm Zeitalter gar keine mehr vorhanden wären, die nach der Idee, wie ich sie gefaßt habe, den Namen gelehrter Freunde verdienten. Sie sind aber gewiß selten, und leben so sehr im verborgenen, daß sie sich schwer entdecken lassen. Vielleicht sind sie nur noch

bey

bey den Mathematikern anzutreffen, welche den Briefwechsel nothwendig unterhalten müssen, weil sie nicht an allen Orten zugleich ihre Beobachtungen anstellen können. Man hat noch eine gewisse Jurnalisten-Freundschaft, die aber um deswillen nicht hieher gehört, weil sie sich auf einen Handel mit Lobe gründet, der nach der alten Art durch den Tausch geschiehet. Man giebt Waare gegen Waare, und der Kleinere muß dem Großen so viel zulegen, bis er durch Zeichen zu verstehen giebt, daß er genug hat; so, wie ehedem die Spanier mit den Amerikanern handelten, und Spielwerk gegen Gold vertauschten. Der kleine Jurnalist, ehe er noch alle Zähne hat, befindet sich allemal in dem Zustand der Amerikaner.

Die Sucht sich in alle Wissenschaften zu bringen, die den Modeton bestimmen, hat seit der Zeit, wo der Briefwechsel zwischen den Gelehrten aufhörte, ohnstreitig sehr zugenommen. Mancher schreibt ein Buch über eine Wissenschaft, blos um der Welt einen Beweis zu geben, daß er auch von

dieser Wissenschaft etwas gehört hat. Er denkt aber nicht, und kann bey den Verzuckungen, in die ihn sein Gegenstand gesetzt hat, nicht daran denken, das er eben durch sein Buch gewiesen, daß er von dieser Wissenschaft zwar reden gehört, sie aber nicht recht gefaßt habe. Man hat uns vor ein paar Jahren mit einer Sammlung von gelehrten Briefen beschenkt, die lustige Auftritte genug enthält, um unser Lachen zu erregen. Der in diesen Briefen aufgestellte Held hatte ein Buch über eine Materie geschrieben, die er sicherlich nicht genug kannte, um andere davon zu unterrichten. Er fragte seinen Freund um sein Urtheil, nachdem schon sein Buch die Presse verlassen hatte. Dieser sagt es ihm aufrichtig, und weist ihm Fehler, deren Resultat ist, daß er nicht Einsichten genug gehabt, von diesem Gegenstand zu schreiben. Inzwischen ist sein Buch gedruckt. Hätte er nicht weiser gehandelt, wenn er den Rath seines Freundes vorhero verlangt, ehe er drucken lassen? An einem so verkehrten Verfahren ist lediglich unser Eigendünkel schuld.

Wir

Wir halten es für eine erniedrigende Demüthigung, unsere Einsichten durch andere aufklären zu lassen, da uns doch die tägliche Erfahrung überzeugt, daß wir ohne Beyhülfe anderer nicht einmal leben können. Unsere Freunde dienen uns nur zum Zeitvertreib, oder wenn wir selbst groß genug sind, zu Schmeichlern. So lange sie diese Absichten erfüllen, bleiben sie unsere Freunde. Wehe aber ihnen, wenn sie unsere Rathgeber seyn wollen. Hierinnen liegt größtentheils der Grund zu den Widersprüchen in unsern kritischen Schriften. Daß man ihn nicht allemal deutlich einsehen kann, geschieht blos deswegen, weil man von den häuslichen Umständen der Gelehrten nicht vollständig unterrichtet ist. Wenn man dahero, zumal bey gewissen Jurnalisten, wahrnimmt, daß sie in einem Jahrgang, ihren Mann bis in Himmel erheben, im andern Jahrgang aber, bis in die Hölle verdammen; so kann man den sichern Schluß machen, daß sie sich unter der Zeit beym Caffee gezankt haben, wer von ihnen klüger sey, oder seyn könnte. Ich bin

überzeugt, daß unter hundert solchen Schlüssen neun und neunzig die Wahrheit treffen. Wer einmal der Bewunderung gewohnt ist, und nicht untersucht hat, wer der, seiner Fähigkeit nach, sey, der ihn bewundert, kann freylich nicht gut vertragen, wenn dieser mit seiner Bewunderung aufhört, und zu denken anfängt.

Ueber die ökonomische Litteratur.

Die Klagen über den allgemeinen Geldmangel, vermehren sich täglich in eben dem Verhältniß, als die Anzahl der Schriften wächst, die diesem Geldmangel abhelfen wollen. Eine in der That seltsame Erscheinung. Vielleicht hat es damit eben die Bewandtniß als mit den Werken des Witzes; die in eben dem Grade abnehmen, als die Systeme zunehmen. Inzwischen finden wir in der Geschichte gar viele ähnliche Vorfälle; indem

dem die Menschen von jeher gewohnt gewesen, einem Uebel alsdenn erst vorzubeugen, wenn es schon da ist, und zu seiner Abwendung die Kräfte ermangeln.

Ein Uebel, sobald es seine Würkung äußert, setzt alle große und kleine Geister in Bewegung, wovon die Meisten mit Geschrey, andere mit starken auch gute Säfte verzehrenden Gegengiften, andere mit Hausmitteln, die wenigsten aber mit guten Recepten dasselbe angreifen. Daher geschieht es, daß alles, wie in einer Feuersbrunst, wider einander läuft, um eine Ordnung zu treffen, die weit schädlicher als die Unordnung selbst ist. Die Begierde zur allgemeinen Rettung etwas beyzutragen ermuntert auch schwache und unvermögende Personen, die lieber sterben, als den Vorwurf leiden wollen, daß sie bey dem Verfall des Vaterlandes müssig gesessen hätten. Man kann solche Handlungen, wovon der Grund und die Absicht gut ist, ohne offenbares Unrecht, nicht allgemein tadeln. Man fehlt aber nur alsdenn, wenn man sie nachahmt, ohne zu urtheilen, und sich fremder

Schwäche bedient, wo man eigne Stärke anwenden sollte, und wo wir bessere Handlungen zu Mustern haben.

Man wird sich selten irren, wenn man die Litteratur unserer heutigen Oekonomen weit geringer schätzt, als die Arbeiten eines Bauers, dessen Erfahrung ihn über alle theoretische Lehrsätze hinaussetzt. Diese Sätze sind zu allgemein, als daß sie auf alle und jede Provinzen, oder auch kleinere Districte, passen sollten. Und dieses haben ihre Verfasser fast gar nicht, oder doch sehr selten überdacht. Man hat zum Theil Versuche vorgeschlagen und gemacht, wo eine Erfahrung von vielen Jahren schon gelehrt hatte, daß sie entweder unmöglich, oder wenigstens unnützlich wären. Die Begierde aber, die Nation in ihren Lieblings-Ideen zu unterhalten, und zu amusiren, verachtet eine Erfahrung, die ihr Eintrag thut. Und so treibt immer ein Vorschlag und Versuch den andern.

Der eben so heftige Trieb, immer etwas Neues zu sagen, und die Bahn der

Alten,

Alten, wohin wir doch am Ende, so wie zu ihrer Kleidertracht zurück kommen, zu verlassen, hat Versuche als gemeinnützig gepriesen, die man nur im Kleinen gemacht hatte. Man überläßt es den Neubegierigen, solche im Großen nachzumachen, um sie zu überzeugen, daß die Studirstube und die Welt, zwey ganz besondere Dinge, und von verschiedener Natur sind. In wiefern man dadurch sich physische Einsichten verschafft, ist die Beschäfftigung lobenswürdig. Wenn man aber dadurch ein Volk bereichern will, so legt man einen Beweis ab, daß man von Armuth und Reichthum keine rechten Begriffe habe. Ich weiß wohl, daß die Bequemlichkeit vieler Menschen sich allen den Bemühungen entgegen stellt, die uns von unserm Schlendrian abziehen wollen. Dieses ist auch gemeiniglich die Antwort der Bücherökonomen, wenn man ihren Aussprüchen nicht sofort Glauben beymessen und ihren Einsichten trauen will. Sie werfen uns dadurch eine zu genaue Anhänglichkeit an die Sitten unserer Väter vor; indem

sie uns aber davon zu entfernen suchen, entfernen sie auch von uns die Mittel, oder geben uns wenigstens keine bessere an die Hand, unsern Unterhalt zu verdienen. Ich kenne einen Mann, der alle Geschicklichkeit besitzt, die Vorschriften unserer Oekonomen zu befolgen. Er hat mich versichert, daß er alle Versuche nachgemacht, daß er in seinem Hausgarten solche glücklich zu Stande gebracht; daß er aber, sobald er damit auf den Acker gegangen, entweder statt des gehofften Nutzens Schaden, oder durch die mehr anzuwendende Feldarbeit, und damit verknüpften Unkosten, am Ende nichts mehr gewonnen, als was ihm sein Feld, durch eine übliche und gehörige Bearbeitung, sonst eingetragen habe.

Vielleicht ließe sich dieses von einer jeden ökonomischen Erfindung, womit man mehr prahlt als nützlich wird, stückweise beweisen, wenn es meine Absicht wäre. Ich halte mich, was die Richtigkeit meiner Bemerkungen betrifft, an den allgemein bekannten Erfolg, daß ein

Land,

Land, wo die litterarischen Oekonomen in reichlicher Anzahl sind, nicht um ein Haarbreit glücklicher ist, als dasjenige, wo die Bauern in der Einfalt ihrer Vorfahren ihr Feld pflügen, und durch die Beyhülfe der Natur den Seegen des Feldes genießen, den andere durch Künsteleyen erzwingen wollen. Man wird in dieser Meynung noch mehr bestärkt, wenn man zum Theil die Mitglieder ökonomischer Gesellschaften näher kennen lernt. Man ist gemeiniglich mit der Aufnahme der Mitglieder zu freygebig, und sieht dabey mehr auf Steuranten, als auf Männer von denen sich die Oekonomie wahren Nutzen versprechen kann. So kenne ich ein Mitglied einer gewissen ökonomischen Gesellschaft, daß ich vor 12 Jahren nimmermehr unter diesen Propheten gesucht hätte; und welches seine Stärke in der Oekonomie darinnen bewiesen, daß es, durch seine ökonomischen Versuche, bereits eines seiner Güther an Mann gebracht hat. Vielleicht haben wir von ihm, wenn er in seinen Versuchen fortfährt, eine ganz neue practische Abhandlung vom Umlauf

der Güther zu erwarten. Und ich glaube auch, daß die Anstalten leichter sind, den Umlauf der Güther, als den Umlauf des Geldes zu befördern.

Sollten denn aber ökonomische Versuche ganz und gar keinen Nutzen haben, und blos zum Amusement dienen? Diese Frage getraue ich mir nicht mit Zuverläßigkeit zu beantworten. Ich glaube aber doch, daß es möglich sey, dadurch dem gemeinen Wesen nützlich zu werden, wenn man sich nach dem Muster des Hausvaters bildet. Wenn man nämlich nichts schreibt und vor Wahrheit ausgiebt, was man nicht so genau als möglich geprüft, und durch wiederholte Versuche, nicht im Kleinen, sondern im Grossen, durch die Erfahrung bestätigt gefunden hat. Wenn man dem Ackerbau durch bessere Einrichtung der alten, oder Erfindung neuer Instrumente, zu statten kommt, die aber auch bey einem gewiß zu verschaffenden Nutzen, nicht mehrere Kosten, als die jetzigen erfordern, und mithin auch nicht die Ausgaben eines Guthes vermehren. Oder wenn sie ja mehrern

Auf-

Aufwand nöthig machen, solcher allenthalben in einem richtigen Verhältniß mit dem daraus fliessenden Nutzen stehet. Denn außerdem erlangt man keinen andern Vortheil, als daß man die Mode mit gemacht hat. Dieser aber ist zu unbedeutend und zu sehr erniedrigt, um ihn einer ganzen Nation anzupreisen.

Außerdem ist annoch eine genaue und vollständige Beschreibung der Art und Weise nöthig, wie man die Anstalten zu Verbesserung getroffen habe. Das Clima, das Wetter, die Natur des Erdreichs, die Beschaffenheit der Gegend, ob sie volkreich, oder an Arbeitern Mangel hat, und hundert andere solche Umstände müssen in Betrachtung gezogen, und richtig angegeben werden, wenn der andere urtheilen soll, ob sich diese Versuche auch auf sein Feld und Guth anwenden lassen. Und in diesem Punct werden die meisten Fehler begangen, sowohl von denen, welche die Vorschriften machen, als auch von denen, so sie ohne Prüfung befolgen. Man hat einen Vorschlag z. B. gethan, das Korn nicht mehr zu säen, sondern zu

stecken.

stecken. Man hat die Vortheile arithmetisch berechnet, die hieraus zuwachsen. Man hat aber dabey sowohl die Witterung als die Menge der erforderlichen Arbeiter, außer allem Betracht gelassen, und gewähnet, daß alles so gut aufgehen müsse, als wenn man 20 Körnchen Saamen in einen Nelkentopf streut. Die gesunde Vernunft kann dergleichen Dinge vor weiter nichts als Spiele der Kinder ansehen, die ein Kartenhaus bauen, das durch ein Niesen zusammengeworfen wird.

Ueber die Staatsverbesserungen.

Wenn man die ökonomischen Verbesserungen mit Strömen vergleichet, die ein Land bewässern und fruchtbar machen; so sind die Staatsverbesserungen, die Seen, die diese Ströme aufnehmen, und das ihrige beytragen sollen, ein Land, groß, reich, und glücklich zu machen. So wie die Vortheile beyder so ineinander

laufen,

laufen, daß sie nicht gar zu gut getrennt werden können, so würden auch die Erfolge einander so ähnlich seyn, wenn sich die einen so gut als die andern anwenden ließen. Ein Mann mag in seinem Hauswesen soviel Hirngespinnste unterhalten als er will; wenn er aber dadurch in der öffentlichen Einrichtung, und in der Verfassung eine Abänderung unternehmen will, so würde er gar bald fühlen, daß andere Personen gesetzt sind, sein Gehirn von Spinneweben zu saubern.

Auch an Staatsverbesserungen haben wir, dem Himmel sey Dank, keinen Mangel. Von politischen Kannegießern rede ich jetzt nicht; sondern nur von denen, die ihre Staatseinsichten öffentlich durch den Druck bekannt machen. Wir haben in diesem Punct vortreffliche Werke, deren Verfasser zum Theil in solchen Posten standen, wo sie ihren Gegenstand vollkommen übersehen konnten. Wie es aber in der gelehrten Republik zu gehen pflegt, kaum ist das Zeichen gegeben, als sich alle und jede in Bewegung setzen, um einer Fahne zu folgen, deren Ueberschrift und Wappen

sie

sie nicht verstehen. Man hat Staaten in der Einbildung geschaffen, und weil sich ihre Einrichtungen leicht treffen ließen, da alles von unserer Willkühr abhieng, so geschahe es ohne Mühe, daß man die Würklichkeit seiner Einfälle gleichsam von sich selbst entstehen sahe. Ob die Einwohner solcher Staaten Engel oder Menschen seyn müßten, bedachte man am wenigsten. Diese glaubte man schon zu finden, wenn nur der Staat erst eingerichtet wäre.

Andere gehen etwas natürlicher zu Werke. Sie nehmen die Regierungen an, wie sie sind, und entdecken alle die Fehler, die ihnen an ihrem Schreibtisch beyfielen. Freylich waren sie niemals in öffentlichen Geschäfften gebraucht worden. Was hätte ihnen aber auch eine Erfahrung genutzt, da sie ja alles im Geist sahen, und die Erfahrung sie nur ihrer Irrthümer überführt haben würde. Bey so günstigen Vorurtheilen für ihre Einsichten, entwarfen sie Vorschriften für einen Fürsten, die nicht befolgt werden konnten: Gesetze, die sich für die Nation nicht schickten; und

das

das Bild von einem Minister, wozu man das Original in der Natur noch nicht gefunden hat; seraphische Beamten, die zuvor wenigstens zwey Drittheile vom Menschen abschütteln müßten, ehe sie die Forderungen dieser Politiker erfüllen könnten. Ich weiß wohl, daß diese blos nach der Einbildung entworfne Regierungsformen eigentlich eine Satyre auf die gegenwärtigen seyn sollen. Wenigstens ist dieses noch das billigste Urtheil, so man von diesen erfinderischen Köpfen fällen kann. Allein, auch von dieser Seite betrachtet, kann man ihnen außer dem Vergnügen, das sie uns beym Lesen machen, beynahe keinen großen Werth beylegen. Wenn ihre Satyre gleich würkliche Gebrechen trifft, so liefert sie uns doch keine andere wahre Vortheile, die wir an die Stelle dieser Gebrechen setzen könnten. Und wenn sie unsere Minister als süsse Herren schildern, so sind die ihrigen Pedanten.

Unterdessen ist nicht zu läugnen, daß unter der Menge solcher politischen Hypotheses auch eine Menge guter Erinnerungen gegeben werden. Und vielleicht sind

eben

eben diejenigen am meisten practisch, die ihre Verfasser am wenigsten dafür ansahen. Der Tadel der Regierung, und die Vorschläge zu ihrer Verbesserung, erfordern in der That solche Einsichten, die uns weder Lecture noch Nachdenken allein verschaffen können. Die Schriftsteller, die über diesen Gegenstand ihre Gedanken eröffnen, sind gemeiniglich des Vortheils beraubt, daß sie entweder in gar keinen Regierungsgeschäfften gebraucht werden, oder doch nur einen sehr geringen Antheil daran haben. Dadurch aber wird ihr Horizont zu klein, und sie können über die Berge, die ihn umschliessen, nicht wegsehen. Ihre Aufmerksamkeit geht zu sehr ins Detail; und von diesem schliessen sie zu übereilt auf das Ganze, das ihren Augen verborgen ist. Dadurch verliehrt ihr System, außer dem Bezirk ihrer Provinz, allen Gebrauch, wenigstens in dem Grade, als der Verfasser sich einbildet. Billig sollten diese Politiker, ehe sie ihre Einfälle für Wahrheit annehmen, den Standpunct betrachten, in welchem sich diejenigen Personen befinden, die an

der

der Regierung Antheil haben. Wenn sie bey dieser Wahrnehmung fänden, daß der Standpunkt eines Ministers von dem ihrigen sehr weit unterschieden sey, so würden sie gewiß nicht erst anfangen, von einem Minister zu verlangen, daß er mit ihnen einerley sehen sollte. Von einem Minister ist es zuviel gefordert, überall gegenwärtig zu seyn.

Eben so wenig wäre es einem Lande vortheilhaft, wenn ein Fürst oder sein Minister, blos nach seinen eignen Vorstellungen, und gleichsam aus sich selbst, Entwürfe zur Verbesserung der Regierung machen wollten. Sie können blos das Ganze übersehen, nicht aber auch zugleich das Detail; dadurch aber vermehrt sich die Gefahr, niemals ein vollkommnes Ganze zu liefern, wozu die Uebereinstimmung aller, auch der kleinsten Theile des Staatskörpers, nach metaphysischen und politischen Grundsätzen gehöret. Die Erfahrung gilt hier statt aller Beweise, wenn sie uns täglich die

Schranken zeiget, in die wir von der Natur eingeschlossen sind. Inzwischen müssen wir doch gestehen, daß der Fürst und seine Minister die einzigen sind, von denen eine Verbesserung der Regierung, mit wahrem Vortheil des Landes, unternommen werden kann. Nicht wegen der ihnen zustehenden Gewalt, denn das verdiente keine weitläuftige Untersuchung, sondern wegen der Einsichten, die sie sich am leichtesten und sichersten verschaffen können. Ich sage mit Fleiß, verschaffen können, denn alle durch eigne Lecture und Nachdenken erworbene Fähigkeiten, sind nicht allein hinreichend, von allem denjenigen eine genaue Uebersicht zu haben, was der Regierung gemeiniglich entwischt, und doch schlechterdings nicht verborgen bleiben darf, wenn sie an ihrer Verbesserung mit Nutzen arbeiten will. Der Anfang hiezu muß von unten herauf gemacht, und die Arbeit solange fortgesetzt werden, bis der Riß zum obersten Stockwerk fortgesetzt worden, daß man das Gebäude im Ganzen

zen sehen, und beurtheilen kann. Die Unterobrigkeiten haben meistentheils den Fehler, daß sie die Pflichten ihres Amtes nicht vollkommen erfüllen. Ist die Regierung zu gelinde, so sind sie gemeiniglich nachläßig, in ihren Unternehmungen zu langsam, und müssen oft vom Schlafe aufgeweckt werden. Ist die Regierung zu strenge, so geschieht zwar das Anbefohlne pünctlich, es wird aber auch mit dem Schlag der Stunde das Handwerkzeug weggeworfen, und weiter nichts gethan. Hier ist es, wo die Regierung eine weise Sorgfalt anwenden muß, um diese Unterobrigkeiten, in eine dem gemeinen Besten verhältnißmäßige Bewegung zu setzen, um ihr sowohl die Materialien zur Verbesserung an die Hand zu geben, als auch die Maschine selbst in beständiger Würksamkeit zu erhalten.

Meine Absicht ist nicht, selbst einige Vorschläge über diese Materie zu thun, weil ich befürchten müßte, in eben den

Fehler zu verfallen, den ich zuvor getadelt habe. Allgemeine Vorschläge sind selten practisch. Wenn man nützlich seyn will, muß man allemal ein gewisses Land zum Augenmerk haben; und zu dieser Untersuchung habe ich keinen Beruf, und nach meinen Voraussetzungen, auch keine Kräfte. Ich überlasse es denen, die hiezu stark, oder wenigstens kühn genug sind, sich diesen Beruf selbst zu geben. Wir haben seit einiger Zeit eine reichliche Aernte von dergleichen Früchten aus dem politischen Felde gehabt, so daß derjenige, der noch mehr pflanzen wollte, allemal Gefahr lauft, den Acker noch mehr auszusaugen. Unterdessen hat es das Ansehen, als ob beynahe alle Regierungen gewisse Gebrechen in sich selbst gefunden hätten. Ich schließe dieses aus denen hin und wieder gemachten Veränderungen, wovon uns die öffentlichen Nachrichten versichert haben. Man hat zuweilen den Mangel, durch eine Menge neuer Gesetze, zu verdrängen gesucht. Es ist dieses allerdings

das

das geschwindeste, aber nicht allemal das sicherste Mittel. Das Uebel ist öfters so tief eingewurzelt, daß ein Gesetz nichts mehr thun kann, als die Blätter abzuschneiden; der Saft aber bleibt in der Wurzel zurück, die in kurzer Zeit neue Blätter treibt. Der Fall kann sich auch ereignen, daß man etwas für ein Uebel hält, was nach dem veränderten Zustand eines Volkes keines mehr ist. Nicht alle Gewerbe in einem Lande sind von der Beschaffenheit, daß sie, bey ihrem Verfall, durch Gesetze wiederum erhaben werden können. Es ereignen sich hiebey so viele Zufälle von außen, die außer der Gewalt eines Volkes und seines Fürsten sind. Alle diese Zufälle machen die Gesetze hierinnen unwirksam. Ja es ist sogar möglich, daß durch diese gegebenen Gesetze diejenigen eingeschränkt werden können, die außerdem durch eigne Kräfte an der Verbesserung ihres Gewerbes arbeiten würden. Der Handel kommt hiebey vorzüglich in Betrachtung. So lange er blühend ist, braucht er gar kei-

ne, oder doch nur sehr wenige Gesetze, die auf weiter nichts als seine Erleichterung, oder zu Unterhaltung der guten Ordnung, unter den Handelnden selbst, abzwecken. Sobald die Regierung sich in der Nothwendigkeit befindet, auf Gesetze zu seiner Erhaltung zu denken, so liegt er schon in letzten Zügen, und man kann kühnlich die Anstalten zu seinem Grabe machen.

117327 S

AB 117 327

Af 4370

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-630738-p0207-0

Gottlob:

arrerien.

t clementia —
parcere Chartae.
JVVENALIS.

Leipzig,
nanns Erben und Reich.
1775.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches Centimetres
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-630738-p0209-5